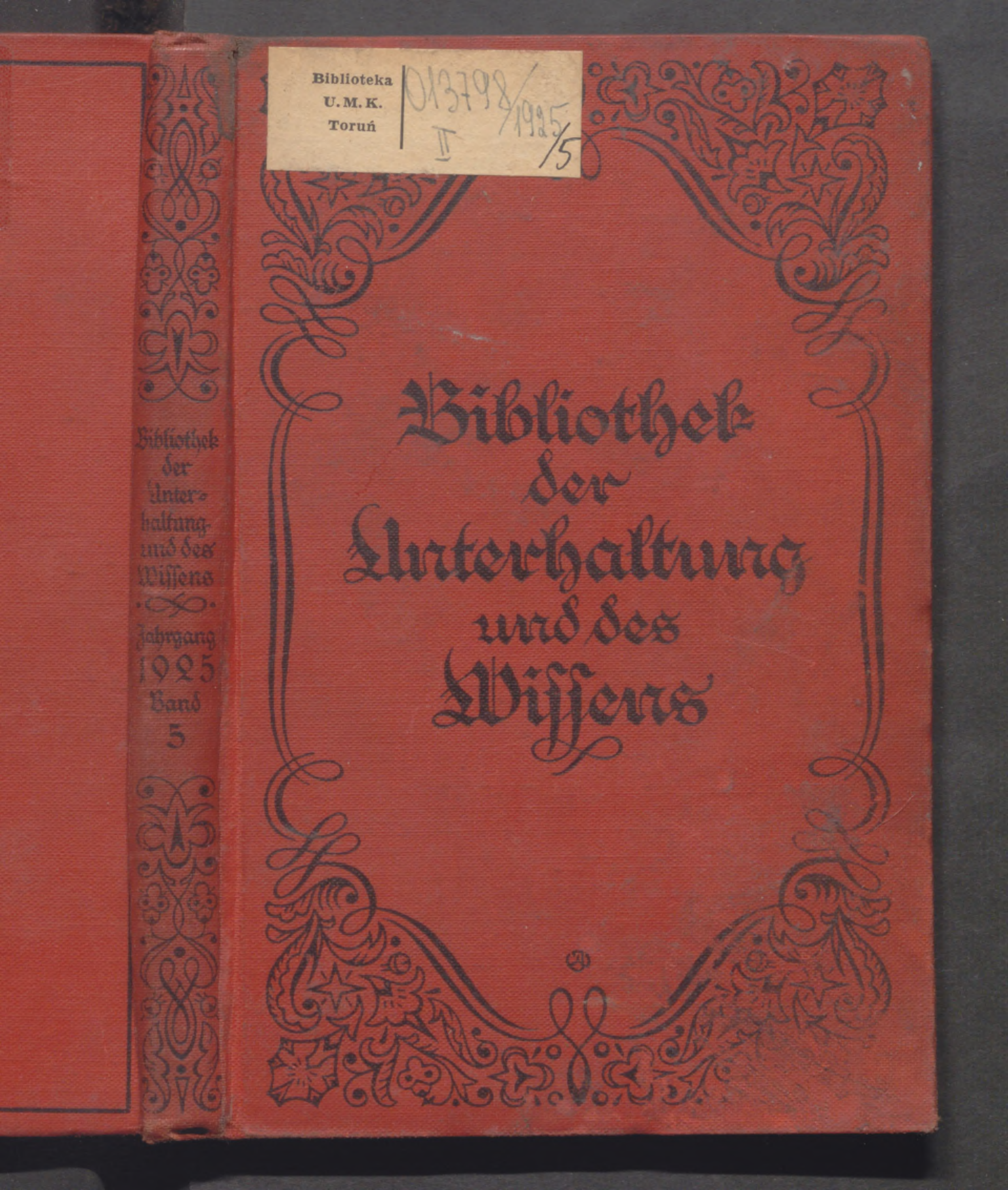

Biblioteka
U. M. K.
Toruń
D13798/1925/5
II
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens
Jahrgang 1925
Band 5
Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens


BÜCHER VON
SAMMLUNG
HANS A. SCHULZE

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig



Das bayerische Hochland

mit Salzburg und Innsbruck

Eine Wanderung durch deutsches Alpengebiet

152 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck

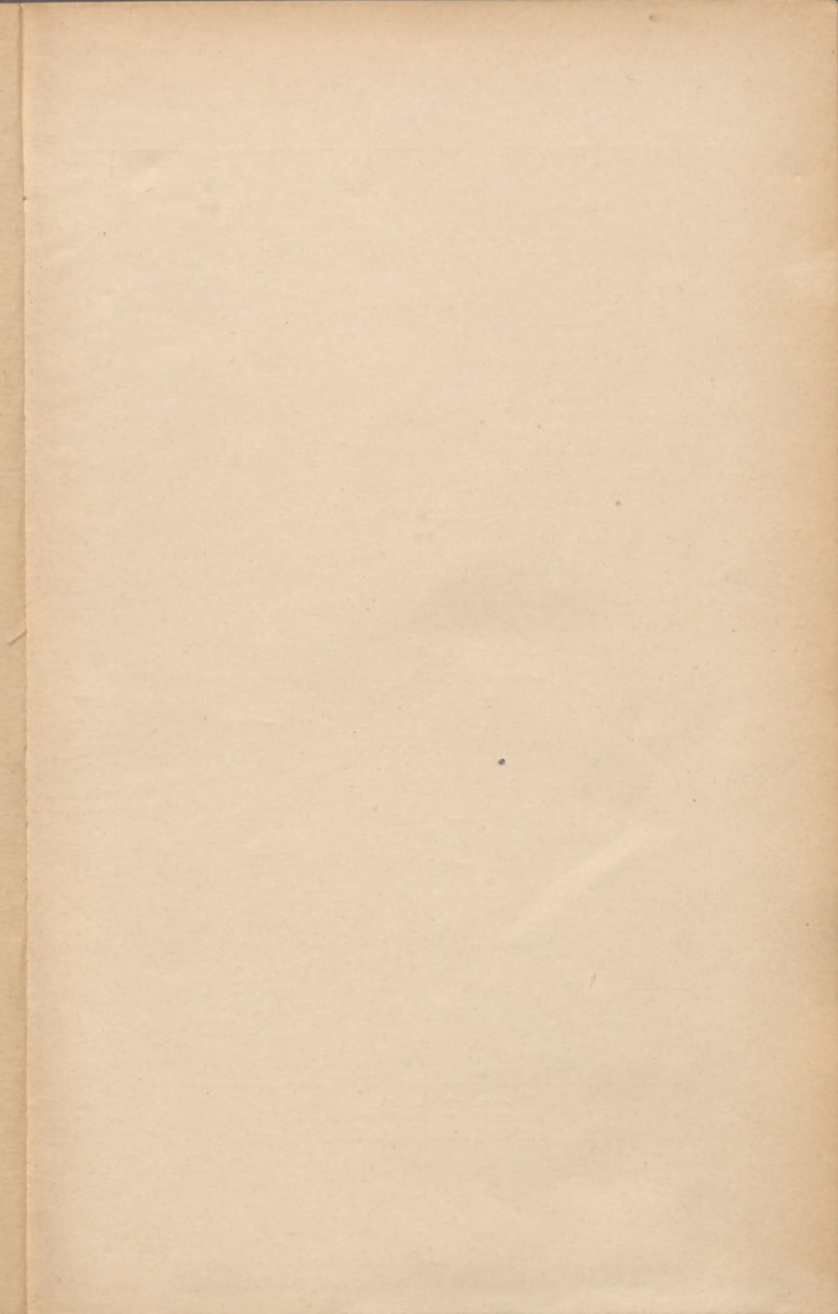
Mit Text von Dr. A. Dreyer

Leiter der Alpenvereinsbücherei

Querquartformat. Ganzleinenband nach einem Original von Ernst Platz. Preis Rm. 20.—

Wer die erhabene Bergwelt sah und eine würdige Erinnerung daran besitzen möchte, wer die Berge als seine Heimat verehrt und liebt, wer dem Bergsport huldigt im Sommer oder Winter, wer für künftige Reisen Pläne machen will, der findet in diesem Album seltene Schätze und reinstes künstlerisches Genießen

Zu haben in allen Buchhandlungen





Die Schmollende.
Nach einem Gemälde von O. Erdmann.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

5. Band / Jahrgang 1925



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien



Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Zwei Kunstblätter

Jugendliebe

Von Reinhold Ortmann

„Sehr geehrte gnädige Frau!

Als ich gestern die in Ihrem Hause vermietbaren Zimmer ansah, wurde mir leider nicht die Ehre, mich Ihnen vorstellen zu dürfen. Ich möchte Ihnen daher auf diesem Wege mitteilen, daß die Zimmer meinen vollsten Beifall fanden und daß es mir ein besonderes Vergnügen sein würde, wenn ich Ihnen morgen mittag zwölf Uhr meine Aufwartung machen dürfte, um mit Ihnen über die Einzelheiten des Mietvertrages zu sprechen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Leuthold

Generalmajor z. D."

Merkwürdig war es, daß ein so geschäftsmäßig nüchternes Schreiben die Frau Geheimrat Tillesen beunruhigte und erregte. Seit es mit der Post gekommen war, hatte sie es wiederholt zur Hand genommen. Immer wieder hatte sie die Schriftzüge der wenigen Zeilen betrachtet und dabei mehr als einmal vor sich hin gemurmelt: „Wenn es möglich wäre! Kann es denn einen solchen Zufall geben?"

Plötzlich war eine Erinnerung in ihr lebendig geworden. Sie schloß das unterste Fach ihres Schreibtisches auf und zog unter etlichen sorglich mit blauen und roten Bändern verschnürten Päckchen ein schmales Bündel von Papieren hervor, die allem Anschein nach offenbar recht alt waren. Sie breitete die Blätter vor sich auf der Schreibtischplatte aus. Es waren meist kurze Gedichte, in denen von feuriger Liebe die Rede war und die sich mehr durch die Glut der Sprache als durch strenge Form auszeichneten. Die Handschrift wies unzweifelhafte Ähnlichkeit mit der des heute eingelaufenen Briefes auf.

Unterzeichnet waren sie nicht. Aber auch der letzte Zweifel mußte schwinden, als Frau Tillesen ein Blatt betrachtete, einen längeren Brief mit der Unterschrift: „Ihr tief unglücklicher Leuthold." Langsam las sie ihn vom ersten bis zum letzten Wort; dann lehnte sie sich nachsinnend in ihren Stuhl zurück.

Es war also gewiß. Das Schicksal sollte sie heute mit dem Mann zusammenführen, dem ihre erste reine Jugendliebe galt. Er war damals ein junger Leutnant gewesen, der ein paar Monate hindurch in ihrem väterlichen Hause verkehrte, um eines Tages, unvermutet versetzt, auf Nimmerwiedersehen abzureisen. Ihr Liebesverhältnis war ein flüchtiger, seliger Traum gewesen. Nur ein einziges Mal hatten sie sich umarmt und geküßt — an einem Juliabend, als der Zauber der stillen Natur beide umsponnen und die Schüchternheit des jungen Mannes besiegt hatte. Dann aber war rasch das Ende gekommen. Leuthold konnte nicht daran denken, um sie zu werben; er war zu jung und zu arm. In seinem Abschiedsbrief beklagte er sein Geschick voll bittern Wehs, aber er war ehrenvoll und mannhaft genug, keine unerfüllbaren Hoffnungen im Herzen der Geliebten zu wecken. Er wußte, daß die Trennung fürs Leben bestehen würde, und sprach das klar aus.

Das lag nun achtunddreißig Jahre zurück. Ein volles Menschenalter war seitdem vergangen. Frau Tillesen hatte geliebt und gelitten, hatte ihren Gatten, ihre einzige Tochter und ihren Schwiegersohn begraben und allem Glück längst entsagt. Daß nun die Erinnerung aus ferner Vergangenheit vor ihr auftauchte, ging ihr wundersam ans Herz. Ein unaussprechbares Gefühl stieg in ihr auf und zugleich eine bange, fast beklemmende Furcht vor dem Augenblick, da sie dem Manne gegenüberstehen

würde, den sie einst in jugendlichem Überschwang verehrt und geliebt hatte.

Sie ging in ihr Ankleidezimmer, um sich zu seinem Empfang zu rüsten. Wehmütig lächelnd betrachtete sie sich im Spiegel. Jahre waren verrauscht, aber sie war noch immer eine stattliche und ansehnliche Frau. Ihr Gesicht schien fast wieder jugendlich rosig in seiner Umrahmung durch volles, weißes Haar, und auch ihre Augen, die Leuthold einst so feurig besungen, behielten einen guten Teil ihres heiteren Glanzes. Aber es waren doch achtunddreißig Jahre dahin. Davon ließ sich nichts wegnehmen, und es wäre töricht gewesen, sich darüber täuschen zu wollen. Frau Tillesen zog ein schlichtes dunkles Matronenkleid an und verschmähte jeden anderen Schmuck als den durch einen schmalen weißen Spitzenkragen.

So erwartete sie ihn im Salon und trat ihm, als er militärisch pünktlich beim Glockenschlag zwölf erschien, freundlich lächelnd entgegen.

Darüber, ob sie ihn wiedererkannt haben würde, wenn ihre Begegnung unter anderen Umständen erfolgt wäre, war sie sich nicht klar. Seine hohe, breitschultrige Gestalt glich wenig dem schlanken, fast zierlichen Leutnant von einst, und sein frisches Gesicht mit dem wohlgepflegten grauen Schnurrbart erinnerte kaum in einem Zug an das schmale Antlitz des Schreibers jener Liebesgedichte. Daß er sechzig Jahre hinter sich hatte, sah man ihm kaum an.

Mit ritterlicher Verbeugung hatte Leuthold gegrüßt; aber wenn Frau Tillesen bis dahin in der Stille ihres Herzens an die Möglichkeit geglaubt hatte, daß dieses neue Zusammenfinden doch vielleicht nicht rein zufällig gewesen sei, so mußte die Förmlichkeit seines Auf-

tretens und seiner Anrede sie bald überzeugen, daß sie sich darin täuschte. Der Generalmajor wußte sicher nicht, wen er vor sich habe; er erkannte sie nicht.

Es wäre nun für Frau Tillesen leicht gewesen, ihn aufzuklären, mit irgend einer Bemerkung die Brücke zu schlagen zu dem weit hinter ihnen liegenden Tag ihres letzten Scheidens. Aber in der ersten Minute fand sie das rechte Wort nicht, und dann sprachen sie über die Zimmer, über den Mietpreis und andere prosaische Dinge, die keinen Anknüpfungspunkt für die Erinnerung an eine in Herzeleid und Entsagung geendete Jugendliebe boten.

Der Generalmajor, der frisch und lebendig plauderte, sprach seine Freude aus über die im ersten Stock der Villa gelegene Wohnung, in die er mit einem Diener einziehen wollte, und versicherte artig, er wolle sich bemühen, der gnädigen Frau ein geräuschloser und möglichst wenig lästiger Hausgenosse zu sein.

„Davon bin ich überzeugt," erwiderte sie, „und ich verspreche Ihnen, daß Sie auch durch uns nicht in Ihrer Bequemlichkeit gestört werden sollen. Meine Enkelin und ich waren bis jetzt die einzigen Bewohner des Hauses. Wir haben die oberen Räume fast nie benützt, und ich entschloß mich umso leichter, sie zu vermieten, als bei den gegenwärtigen Verhältnissen ein kleiner Zuschuß zur Wirtschaftskasse recht erwünscht ist."

„Dann werden wir, wie ich hoffe, gute Freundschaft halten. Ein alter Soldat ist ja an Ordnung und Rücksichtnahme auf seine Nebenmenschen gewöhnt."

„Gerne würde ich Sie schon heute mit meiner Enkelin bekannt machen, Herr General. Aber Elsbeth ist nicht hier, sie lebt seit einigen Wochen als Gast bei einer auswärts wohnenden Freundin."

„Das Vergnügen, die junge Dame kennenzulernen,

wartet also noch auf mich. Ist es übrigens bei einer so jugendlichen Großmutter nicht verfehlt, sie eine junge Dame zu nennen?"

„Nein! Sie hat vor kurzem ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert. Sie sehen, daß für mich kein Anlaß besteht, mit meinem Alter zu kokettieren."

„Es sind nicht die Jahre, die uns alt machen, gnädige Frau!" sagte er, indem er sich zum Abschied erhob und ihr die Hand küßte. Dann stapfte er an seinem Krückstock hinaus und ließ Frau Tillesen in freudiger Stimmung zurück, die nur durch ein leises Gefühl der Enttäuschung ein wenig gedämpft wurde.

Zwei Tage später zog der General ein, und am Nachmittag ließ ihm die Frau Geheimrat sagen, sie würde sich freuen, ihn zum Tee bei sich zu sehen, weil doch vielleicht noch das eine oder das andere zu besprechen wäre.

Gehorsam stellte er sich ein, frisch und in fröhlichster Laune. Ein angenehmes Plauderstündchen war es, das er am Teetisch seiner Wirtin verbrachte. Endlich konnte sie sich nicht enthalten zu fragen: „Waren Sie nie verheiratet, Herr General?"

„Nie! Sie werden mich vielleicht auslachen, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich als junger Mann unglücklich geliebt habe. Weil ich die erste Liebe meiner Leutnantsjahre nicht vergessen konnte, bin ich allein geblieben."

Frau Tillesen fühlte ihr Herz in rascheren Schlägen klopfen.

„Das ist doch wohl nicht ganz wörtlich zu nehmen," sagte sie halb scherzhaft.

Leuthold legte beteuernd die Hand aufs Herz.

„Ehrenwort, Gnädigste! Mit sechzig Jahren kann man wohl darüber reden. Es war meine erste Garnison, wo ich sie kennenlernte. Ein Mädchen, wie dazu geschaffen,

einen Mann glücklich zu machen. Sie war die Tochter eines Landgerichtsrats. Reiches, angesehenes Haus. Ich aber hatte nichts als meine Leutnantsgage, eben genug, um nicht zu verhungern. Also kein Gedanke an Heirat. Aber ich war verliebt, so närrisch verliebt, wie man's eben nur mit zweiundzwanzig Jahren sein kann. Und einmal — na, einmal ließ ich mich dazu hinreißen, ihr mein Gefühl zu offenbaren. Ein paar Wochen lang war ich ein glücklicher Mensch. Dann aber kam die bittere Erkenntnis und mit ihr die Notwendigkeit der Entsagung. Und weil das zeitlich zusammentraf mit meiner Versetzung, nahm alles ein Ende. Habe seitdem nie mehr von ihr gehört. Denn ich vermied es, mich nach ihr zu erkundigen. Die Herzenswunde brannte noch zu stark. Seitdem wollte ich auch vom schönen Geschlecht nichts mehr wissen. Ich entwickelte mich zum Stubenhocker und Büffler, bis es mir glücklich gelungen war, mich zum Hauptmann im Großen Generalstab hinaufzuarbeiten. Als ich das erreicht hatte, da war die Erinnerung an die Jugendliebe nach und nach immer mehr verblaßt. Aber auch die Lust zum Heiraten war mir vergangen. Durch Erbschaft war ich wohlhabend und unabhängig geworden. Weshalb sollte ich mich da als alter verknöcherter Junggeselle noch unter das Ehejoch beugen. So kam es, daß ich meiner Jugendliebe treu blieb, die ich ihr allerdings nie gelobt hatte. Hoffentlich ist sie so glücklich geworden, wie sie es verdiente."

So lebhaft und warmherzig hatte er gesprochen, daß die Ehrlichkeit seines Bekenntnisses nicht zu bezweifeln war. Frau Tillesen saß wie verklärt. In ihrem Leben hatte sie sich nie stolzer und glücklicher gefühlt als in diesem Augenblick. Der Mann, der seiner Liebe zu ihr sein Lebensglück geopfert hatte, erschien ihr bewunde-

rungswürdig. Darüber war sie sich klar: jetzt, nach diesem Geständnis, durfte er nie erfahren, wem er es abgelegt. So wie er ihr Bild in der Erinnerung tragen mochte, sollte es ihm für den Abend seines Lebens erhalten bleiben. Die Wirklichkeit, die ihm die Jugendgeliebte als alte Frau zeigte, sollte sein Erinnerungsbild nicht zerstören.

Ihre Kraft zusammennehmend, bahnte sie ein anderes Gespräch an, und sie schieden wie zwei gute Freunde.

Als er gegangen war, legte sich Frau Tillesen ein Gelöbnis ab. Er sollte in ihrem Hause fortan so gut geborgen sein wie unter der Fürsorge einer liebenden Gattin. Sie wollte ihm das Leben so angenehm wie möglich machen, und er sollte die Stunde segnen, die ihn in ihr Heim geführt.

Die abendliche Teestunde wurde allmählich zwanglos zur Gewohnheit, und je weniger der ehrliche Leuthold sein Behagen verhehlte, das sie ihm bereitete, desto beglückter fühlte sich die freundliche Gastgeberin.

Eines Morgens, als der Generalmajor, auf seinen Stock gestützt, die Treppe hinabstieg, begegnete er auf der Diele einem blonden jungen Mädchen, das ihn zuvorkommend grüßte. Das Sonnenlicht beschien sie voll, und Leuthold stand betroffen da. Seine hellen, scharfen Augen hatten sich weit geöffnet, und ein paar Sekunden verstrichen, ehe er den Gruß erwiderte. Endlich sagte er: „Guten Morgen, mein Fräulein! Um's Himmels willen, sagen Sie mir, wer Sie sind. Ich müßte sonst an übernatürliche Erscheinungen glauben."

Unbefangen fröhlich lachte sie und erwiderte: „Nichts Übernatürliches ist an mir, Herr General! Ich bin Elisabeth Heringen, die Enkelin der Frau Tillesen, und wir werden, wie ich von meiner Großmutter hörte, von nun an Hausgenossen sein."

Er reichte ihr die Hand.

„Ich bin aufrichtig erfreut, Sie kennenzulernen. Entschuldigen Sie meine Betroffenheit. Von allen überraschenden Ähnlichkeiten, die ich bis jetzt erlebte, ist dies jedenfalls die merkwürdigste. So wunderlich hat die Natur wohl noch nie ihr Spiel getrieben. Aber ich bin gar nicht böse darüber! Wahrhaftig nicht! Auf gute Nachbarschaft also und, soweit es an mir liegt, auf gute Kameradschaft, mein liebes Fräulein!"

Sie fühlte den warmen Druck seiner Hand und erwiderte ihn kräftig. Sie benahm sich weder scheu noch zimperlich. Der stattliche alte Herr gefiel ihr, und ihr lustiges Kopfnicken bewies ihm, daß sie mit seinem Anerbieten, gute Kameradschaft halten zu wollen, einverstanden war.

Pünktlicher als sonst kam der General heute zum Tee. Er strahlte vor guter Laune, erzählte aus seinem Soldatenleben, und oft widerhallte das Gemach von seinem herzlichen sonoren Lachen. Nur als Fräulein Elsbeth ihn einmal etwas ungeschickt fragte, ob sein steifes Bein die Folge einer Kriegsverletzung sei, flog ein leichter Schatten über seine Züge.

„Leider — nein. Heil und gesund bin ich aus dem Feld gekommen. Erst als ich den Soldatenrock ausgezogen hatte, packte mich so ein vertrackter Rheumatismus. Nachdem ich ein Jahr lang vergebens daran herumgedoktert hatte, ließ ich's schließlich gehen, wie es Gott gefällt. Ich habe Ihnen mit meinem Krückstock wohl einen recht greisenhaften Eindruck gemacht — gelt?"

„Ganz und gar nicht. Ich finde im Gegenteil, daß mancher junge Mann Sie um Ihre Frische beneiden könnte."

Da war der General wieder heiter, und Frau Tillesen

blühte förmlich auf vor Freude, als sie beobachtete, ein wie lustig freundschaftliches Neckverhältnis sich zwischen Leuthold und ihrer Enkelin entwickelte.

Und so wie an diesem ersten Tage blieb es auch während der nächsten Wochen. Die beiden schienen zuletzt fast unzertrennlich. Sie unternahmen lange gemeinsame Spaziergänge, und der Generalmajor überhäufte das junge Mädchen mit allerlei zarten kleinen Aufmerksamkeiten, die Elsbeth freudig und mit liebenswürdiger Dankbarkeit entgegennahm.

Frau Tillesen fand ihre Vertraulichkeit nicht im geringsten anstößig und begünstigte sie vielmehr auf jede Weise, denn sie sah, welches Vergnügen der alte Herr daran empfand, und sie wollte ihm ja seinen Lebensabend nach Möglichkeit verschönern.

So kam es auf die selbstverständlichste Art von der Welt, daß Leuthold eines Tages an die Stelle der Frau Geheimrat trat, als es sich darum handelte, Fräulein Elsbeth auf dem ersten Kränzchen der „Ressource" ritterlich zu behüten. Frau Tillesen war durch leichtes Unwohlsein verhindert mitzugehen; aber der Generalmajor erklärte sich sofort bereit, den Ballvater zu spielen, und versicherte: „Ich bin zwar in der Ausübung solcher Pflichten wenig geübt, aber ganz gewiß, unsere kleine Elsbeth wird mir meine Aufgabe nicht schwer gestalten."

Das versprach sie feierlich. Zur angesetzten Stunde erschien er in Frack und weißer Binde, um sie abzuholen. Sie trug ein einfaches Tanzkleid, aber sie sah in der Anmut ihrer Jugend und in ihrer Festesfreude so lieblich aus, daß Leuthold seine Hände über dem Griff des Krückstockes faltete und sie andächtig ansah.

„Kind! Kind! Wie schön Sie sind! Man wird wahrhaftig wieder jung bei Ihrem Anblick."

Frau Tillesen mahnte: „Verderben Sie mir doch die Kleine nicht mit solchen Schmeicheleien! Das bißchen Jugendreiz ist ohnehin rasch genug verflogen.“

„Aber glücklich der, der sich daran erfreuen darf! Lassen Sie uns also gehen. Ich werde Ihr Kleinod heil und unversehrt zurückbringen, Frau Geheimrat.“

So recht behaglich fühlte sich der Generalmajor in den festlichen Räumen allerdings nicht, denn er nahm es ernst mit seinen Pflichten. Keinen Augenblick wich er von Elsbeths Seite, er folgte jeder ihrer Bewegungen, und er ward sichtlich unruhig, als er bemerkte, daß sie bald als eine der begehrtesten Tänzerinnen galt. Mißtrauisch beobachtete er nacheinander alle jungen Herren, die sie zum Tanz aufforderten, und es verdroß ihn höchlichst, daß er nicht hören konnte, was sie mit ihr sprachen. Seine Verstimmung steigerte sich bald bis zu wirklicher Aufregung, als sie fast eine halbe Stunde lang nicht mehr zu ihm zurückkehrte. Mußte er doch mit ansehen, daß sie während dieser Zeit nicht weniger als dreimal mit einem Herrn tanzte und während der Pausen an seinem Arm in offenbar angeregtestem Geplauder durch den Saal promenierte. Dieser junge Mann hatte sich ihm bisher nicht vorgestellt und mißfiel ihm auch sonst geradezu. Nicht weil er häßlich und unsympathisch ausgesehen hätte, sondern aus gegenteiligen Gründen. Er war ein schlanker, hochgewachsener Mann. Ein dunkles Schnurrbärtchen schmückte sein feines, kluges Gesicht, und die Augen blitzten feurig und beredt.

„Ein richtiger Don Juan!“ knurrte der Generalmajor in sich hinein. „Ich werde den Burschen scharf aufs Korn nehmen.“

Nun tanzte der „Don Juan“ schon wieder mit Elsbeth. Lächelnd schmiegte sie sich an ihn. Ihre Lippen

waren leicht geöffnet, und ihr Gesicht strahlte vor Vergnügen.

Das war zu viel für den Wächter ihrer Jugend. Der Generalmajor wartete in höchster Ungeduld, bis der Tanz zu Ende war. Dann, als Elsbeth mit zwei jungen Damen plauderte, stapfte er quer durch den Saal auf den ihm verdächtigen Kavalier zu. Breit pflanzte er sich vor ihm auf und stellte sich vor: „Generalmajor Leuthold! Ich habe zwar nicht das Vergnügen, Sie zu kennen, mein Herr, aber ich muß Ihnen sagen, daß Fräulein Heringen unter meinem Schutz steht. Die Art, in der Sie ihr den Hof machen, mißfällt mir! Ich muß Sie bitten, sich ihr gegenüber einige Zurückhaltung aufzuerlegen. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden!"

Verwundert sah ihn der junge Mann an, verbeugte sich artig, nannte seinen Namen, den Leuthold nicht verstand, und schien willens, sich zu entschuldigen.

Der Generalmajor zeigte sich aber gar nicht geneigt, das Gespräch weiterzuführen. Er glaubte, seine Schuldigkeit getan zu haben, und damit schien alles für ihn erledigt; er grüßte mit etwas steifem Kopfnicken und wandte sich ab. Ganz zufrieden mit sich war er allerdings nicht. „Ein wenig höflicher hätte ich mich vielleicht doch benehmen können," dachte er. Aber er beruhigte sich damit, daß er sich auf abgezirkelte Redensarten nicht verstünde, und Deutlichkeit war am Ende wohl immer das Rechte. Jedenfalls konnte er befriedigt feststellen, daß sein Zweck erreicht war. Der Zurückgewiesene näherte sich Elsbeth nicht mehr. Überdies kam bald die herkömmliche Kaffeepause, und da saß die liebliche Enkelin Frau Tillesens wieder bei ihm, wo sie sicher war vor allen aufdringlichen Huldigungen der jungen Männer.

Bald nachher wünschte sie heimzugehen, und Leuthold

war freudig bereit, ihre Bitte zu erfüllen. Als sie im Wagen saßen, fragte er freundlich, wie sie sich unterhalten habe, und nun plauderte sie in überströmendem Glückserinnern: „Es war wundervoll. Ich werde den herrlichen Abend nie vergessen. Ich danke Ihnen, daß Sie das Opfer nicht gescheut haben, mich zu begleiten."

„Von einem Opfer kann doch gar nicht die Rede sein, liebes Kind. So gerne tanzen Sie also?"

„Ja, recht gerne! Aber es war doch nicht das Tanzen allein. Ich weiß nicht, was es eigentlich war. Die fröhlichen Menschen, die Musik — und dann," es zuckte schelmisch um ihre Lippen, „die Gewißheit, unter so sicherem, liebevollem Schutz zu stehen."

„Wirklich?" fragte er hoch erfreut. „Und ich glaubte beinahe, Sie hätten mich während des Abends ganz vergessen."

„Oh, wie konnten Sie das denken! Ich habe immer an Sie und Ihre ritterliche Güte gedacht."

Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihre Hand zu ergreifen und sie an seine Lippen zu führen. Wunderlich wurde ihm in der unmittelbaren Nähe des frischen jungen Mädchens zumut. Das Leben war doch noch recht schön, und seine sechzig Jahre empfand er in diesem Augenblick ganz und gar nicht lästig.

Sie traten ins Haus. Vor der Tür von Elsbeths Zimmer schüttelten sie sich mit herzlichem Gutenachtgruß die Hand.

Als ihr der General vom Fuß der Treppe aus noch einmal zuwinkte, sprang sie schnell auf ihn zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn auf die Wange.

„Dank für Ihre Liebenswürdigkeit!" flüsterte sie. Im nächsten Augenblick eilte sie fort.

Im Schlafzimmer wartete der alte Diener Lang-

heinrich auf den Generalmajor, den er nun schon seit mehr als zwanzig Jahren betreute. Der sah gleich, daß sein Herr sich in ungewöhnlich gehobener Stimmung befand. Es geschah selten, daß Leuthold sich vor den Spiegel stellte und sich so aufmerksam musterte, wie er das jetzt tat. Und noch ungewöhnlicher war, daß er nach einer Weile lachend fragte: „Na, Langheinrich, sage mir aufrichtig, wie sehe ich aus?"

„Von hinten wie ein Leutnant, Herr General!"

„Na, und von vorn?"

„Wie ein Hauptmann oder allenfalls wie ein neugebackener Major."

„Willst du mir Schmeicheleien sagen? Mit meinen sechzig Jahren!"

„Wenn's der Herr General nicht selber sagen, glaubt Ihnen die Sechzig keiner. Kein Mensch wird den Herrn General auf mehr als fünfundvierzig schätzen."

„Dann könnte ich nach deiner Ansicht wohl noch heiraten?"

„Na und ob! Nur die Hand dürfte der Herr General ausstrecken, und er hätte zwei an jedem Finger."

„Alles alte Jungfern vielleicht. Aber wenn ich nun eine Junge haben wollte, eine sehr junge Dame?"

„Je jünger, desto besser! Es gibt genug, die nicht nach jungen Laffen fragen, weil sie wissen, daß sie bei einem älteren Herrn viel besser gehalten werden."

„So? — Urteilst du vielleicht aus Erfahrung?"

„Nicht aus eigener, Herr General! Aber ich habe einen Onkel, der hat mit zweiundsechzig eine Zwanzigjährige geheiratet, und sie haben heute vier Kinder."

Leuthold lachte laut und fröhlich.

„Na ja, schließlich kommt es wohl nur darauf an, wie alt man sich fühlt. — Aber das da?"



Er schlug mit der Hand auf das rechte steife Bein. „Meinst du, es könnte einem flinken jungen Ding besonderes Vergnügen machen, neben so einem Krüppel durchs Leben zu humpeln?"

„Was das angeht, so tragen der Herr General doch nur selber die Schuld. Wenn Sie zu einem tüchtigen Arzt gingen, der brächte Ihnen den verflixten Zustand sicher weg."

„Ich halte nichts von den Pflasterschmierern. Aber wenn du schon so gescheit bist, könntest du mir vielleicht so einen Doktor empfehlen?"

„Jawohl, Herr General! Sie erinnern sich doch an unsern früheren Wachtmeister Franzke? Der schleppte sich noch vor einem halben Jahr an zwei Krücken, und heut könnte er beim Parademarsch den Flügelmann machen. Wer hat ihn kuriert? — Der Doktor Engelhardt in der Neuturmstraße. Sie sollten nur hören, was der Franzke von den Wunderkuren erzählt, die der fertigbringt."

„Warum hast du mir das nicht schon früher gesagt, Langheinrich?"

„Weil der Herr General mich nicht gefragt haben."

Damit war das Gespräch aus.

Als Leuthold sich schon voll wohligsten Behagens in seinem Bett ausgestreckt hatte, rief er dem Diener noch einmal.

„Sag' mal, Langheinrich, wie heißt der Quacksalber?"

„Doktor Engelhardt, Herr General! Er soll ein junger Mann sein."

„Danke! Gute Nacht, Langheinrich! Wir wollen uns das noch mal beschlafen."

Zwei Tage später saß der Generalmajor Leuthold in dem von Patienten erfüllten Wartezimmer des Doktor

Erich Engelhardt und wartete geduldig, bis die Reihe an ihn kam. Er hörte viel Gutes und Rühmliches über den Arzt und betrat erwartungsvoll das Sprechzimmer. Aber die gute Stimmung zerstob sofort, als er den Doktor sah. Es war der „Don Juan", Elsbeths Tänzer vom Kränzchen der „Ressource". Nie war Leuthold so verblüfft gewesen wie in diesem Augenblick. Und die Höflichkeit, mit der ihn der Doktor begrüßte, machte ihm die Lage nicht angenehmer.

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte er etwas unsicher. „Ich ahnte nicht, daß Sie . . . Sie werden wahrscheinlich wenig Lust haben, mich zu behandeln."

„Wenn der Herr General mich als Arzt aufgesucht haben, stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung. Persönliche Angelegenheiten dürfen dabei keine Rolle spielen."

„Vernünftig gesprochen. Außerdem, es war auch gar nicht böse gemeint. Einem alten Soldaten kann man's schon zu gut halten, wenn er ein bißchen geradezu verfährt."

„Ich bitte, darüber kein Wort mehr zu verlieren, Herr General! Darf ich hören, was Sie zu mir führt?"

Leuthold schilderte seine Leidensgeschichte, und Doktor Engelhardt untersuchte das Bein. Nach einer Weile sagte er: „Ich will und kann Ihnen nicht das Blaue vom Himmel versprechen. Aber ich werde versuchen, was ich tun kann. Vorausgesetzt, daß Sie geneigt sind, sich täglich behandeln zu lassen."

Der General seufzte. „Das muß ich ja wohl tun. Wird's lange dauern?"

„Ein paar Monate werden vergehen, bevor ich Ihnen mit einiger Sicherheit sagen kann, ob dauernder Erfolg zu erwarten ist."

„Eine lange Zeit! Geht's nicht schneller?"

„Der Zustand ist mindestens zehn Jahre vernachlässigt, da kann er in Ihrem Alter nicht so rasch gebessert werden."

„Erlauben Sie — ich bin doch noch kein Mummelgreis!"

„Gewiß nicht. Glücklicherweise ist der Zustand ja auch nicht so schlimm, daß Sie am Genuß Ihres Lebens behindert wären."

„Na, es gibt gewisse Lebensgenüsse, für die man die Beweglichkeit seiner Glieder recht gut brauchen könnte. Setzen wir beispielsweise den Fall, ich möchte heiraten."

„Dann ist mir Ihr Wunsch allerdings verständlich. Ich werde jedenfalls alles tun, was in meinen Kräften steht."

Als der Generalmajor die Treppe hinabstieg, dachte er: „Der Mensch ist gar nicht so übel. Ich werde ihn künftig wohl freundlicher behandeln müssen."

Das tat er denn auch nach besten Kräften. Und es fiel ihm nicht schwer, denn seine Sympathien für den jungen Doktor wuchsen mit jedem Besuch. Er sah, daß er seinen Beruf ernst nahm, daß er bei seinen Patienten beliebt war, weil er bei ihrer Behandlung keinen Unterschied machte zwischen arm und reich, und daß er auch sonst ein grundgescheiter, auf vielen Gebieten wohlunterrichteter Mann war. Dazu kam, daß sich sein Zustand bald besserte, wenngleich sich diese Wahrnehmung hauptsächlich auf Versicherungen des Dieners Langheinrich stützte, der fast täglich von weiteren Fortschritten redete. Jedenfalls hing dem Generalmajor in diesen Wochen der Himmel voller Geigen, denn auch im Hause der Frau Tillesen herrschte ständig die allerschönste Stimmung. Fräulein Elsbeth sang und jubilierte den ganzen lieben Tag und umschmeichelte den General zärtlich.

Jedesmal, wenn er von der abendlichen Teestunde in sein einsames Junggesellenheim emporstieg, fühlte er sich so jugendstark und lebensfroh wie in seinen besten Jahren, und der große Entschluß, der allmählich in seiner Seele gereift war, erschien ihm immer weniger abenteuerlich und gewagt.

Da bemerkte er eines Tages etwas, das ihn lebhaft beunruhigte. Er stand auf der Plattform eines Straßenbahnwagens und sah von dort aus ein junges Paar an sich vorübergehen, das viel zu sehr mit sich beschäftigt schien, als daß es ihn bemerkt hätte. Die beiden lebhaft plaudernden jungen Leute waren Fräulein Elsbeth und Doktor Engelhardt. Das junge Mädchen sah wieder so strahlend glücklich aus wie an jenem Kränzchenabend, als sie sich im Arme ihres Tänzers gewiegt. Die Begegnung stimmte den Generalmajor überaus nachdenklich, aber er zwang alle mißtrauischen Gedanken nieder und sagte sich: „Gewiß haben sie sich zufällig getroffen. Und wenn ich sie frage, warum sollte sie nicht Rede stehen? Sie ist ja ein so liebenswürdiges Geschöpf."

Die Zweifel spukten ihm aber trotzdem beständig im Kopf und weckten in ihm einen verwegenen Gedanken. Weshalb sollte er warten, bis seine Kur ihm vollen Erfolg brachte? Daran, daß Elsbeth ihm gut war, bestand kaum ein Zweifel. Schließlich stand er doch nicht mehr in den Jahren, in denen ein paar Monate mehr oder weniger gleichgültig verstreichen durften. War es nicht schade um jeden Tag, den er seinem Glück abstehlen ließ? — Was hinderte ihn, sich ihr schon heute oder morgen zu erklären? Ob sein Bein vor oder nach der Hochzeit beweglicher wurde, war doch einerlei. Im Herzen fühlte er sich jung. Das war und blieb doch entscheidend, und nach etwas anderem würde Elsbeth sicher nicht fragen.

Der Zufall, der es ja immer so freundlich mit Liebenden meint, kam ihm zu Hilfe. Als er am späten Nachmittag in das Teezimmer trat, fand er Fräulein Elsbeth allein. Da dachte der Generalmajor: „Jetzt oder nie!" Aber ein wenig beklommen war ihm doch zumute. Und so einfach, wie er sich's gedacht, ging es nun wohl doch nicht. In Elsbeths sonst so übermütig fröhlichem Wesen glaubte er heute eine gewisse Befangenheit wahrzunehmen, die es ihm noch schwerer werden ließ, den rechten Anfang zu finden.

So kam es, daß sie eine Zeitlang schweigend dasaßen. Der Generalmajor zermarterte sein Gehirn um eine passende Einleitung, und das junge Mädchen schien auch verlegen und wußte nicht, womit sie ihn unterhalten sollte. Es war wohl eine halb verzweifelte Eingebung, als sie plötzlich aufstand und aus dem Nebenzimmer ein großes Photographiealbum herbeiholte.

„Wollen Sie einmal ein paar Kinderbilder von mir sehen? Es sind drollige Aufnahmen darunter."

Sie klappte das Buch auf, und Leuthold beugte sich eifrig darüber, vielleicht in der Hoffnung, daß diese Bildnisse ihm irgendwie die ersehnte Anknüpfung bieten würden.

„Das ist meine Mutter," sagte Elsbeth. „Ich soll ihr gar nicht ähnlich sehen, in der Familie erzählte man immer, ich sei das getreue Ebenbild meiner Großmutter in ihren jungen Jahren. Sie können sich selber davon überzeugen. Hier ist auch eine Photographie der Großmutter aus ihrer Brautzeit. War sie damals nicht schön?"

Der Generalmajor schwieg. Betroffen saß er da und betrachtete das Bild des lieblichen jungen Mädchens, das er so gut, ach, so gut gekannt hatte.

Endlich fragte er: „Das ist Ihre Großmutter?" Seine

Stimme hatte einen merkwürdig rauhen Klang. „Sie hieß Maria Rombach — nicht wahr?"

„Ja, so hieß sie. Woher wissen Sie das?"

„Ich bin ihr damals begegnet. Davon, daß ich ihr Bild hier wiederfinden könnte, ahnte ich nichts. Und doch, die wunderbare Ähnlichkeit mit Ihnen ... Himmel! Daß ein Mensch so dumm sein kann — so abgründig dumm!"

Er stand auf und atmete schwer.

„Verzeihen Sie, Fräulein Elsbeth, wenn ich die Heimkehr Ihrer Großmutter nicht abwarte. Und wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, so sagen Sie ihr nichts davon, daß Sie mir das Bild gezeigt haben."

„Nein — wenn Sie es so wünschen. Aber wollen Sie mich wirklich schon verlassen?"

„Ja — verzeihen Sie — ich habe noch etwas zu tun."

„Schade! Ich wollte Ihnen etwas sagen. Eine Bitte ist's, eine große Bitte, die ich auf dem Herzen habe."

„Wenn es so ist, dafür hab' ich schon noch ein paar Minuten übrig. Heraus mit der Sprache!"

„Ach, es fällt mir so schwer! Und es muß Ihnen gewiß nicht absonderlich vorkommen. Aber Sie waren immer so gut und freundlich mit mir ..."

„Fräulein Elsbeth, es gibt nichts, das ich nicht mit Freuden für Sie täte. Sie können mit mir sprechen wie — wie mit einem Vater."

„Sie sind so lieb. Keinem andern könnte ich es gestehen. Aber Sie kennen ihn ja, und Sie wissen, daß er ein guter, tüchtiger, vortrefflicher Mensch ist."

„Wer?" fragte er. „Meinen Sie Doktor Engelhardt?"

„Ja! Ach ja! Wir haben uns so lieb! Und er will morgen kommen und bei der Großmutter um mich anhalten. Aber ich fürchte, daß sie ihn unfreundlich empfangen könnte. Ihretwegen, Herr General!"

„Meinetwegen? Wieso denn?“

„Ach, sind Sie mir nicht böse! Erich hat mir erzählt, daß Sie ihn damals auf dem Kränzchen barsch behandelt und ihm verboten hätten, sich mir zu nähern. Für die Großmutter aber ist alles, was Sie sagen, unantastbar. Wenn Sie sich entschließen könnten, ein gutes Wort für ihn zu sprechen!“

Der General reichte ihr die Hand.

„Daran soll's nicht fehlen. Verlassen Sie sich auf mich! Aber nun — ich bitte Sie darum — lassen Sie mich gehen. Es ist wirklich höchste Zeit.“

Ehe sie ihn zurückhalten konnte, war er aus dem Zimmer gegangen.

„Der Herr Generalmajor gehen schon so großartig — wie auf dem Exerzierplatz,“ versicherte Langheinrich, als Leuthold droben an ihm vorüberschritt. Der aber wandte sich nach ihm um und donnerte ihn an: „Langheinrich, du bist ein Esel!“

Erschrocken knickte der Diener zusammen.

„Zu Befehl, Herr General!“ stotterte er bestürzt.

„Und dein Onkel mit seinen vier Kindern ist ein noch größerer Esel.“

„Zu Befehl, Herr General!“

„Der größte Esel aber — und das sage ich dir im Vertrauen, denn wehe dir, wenn du's weitererzählst — der größte Esel bin ich.“

„Zu Befehl —“

„Halt den Mund! Dafür brauche ich keine Bestätigung. Und nun: Kehrt! Marsch! Ich wünsche eine Stunde lang nicht gestört zu werden.“

Die Stunde war noch nicht um, als ein Klingelzeichen den Diener in das Arbeitszimmer seines Herrn rief. Der alte Herr schien offenbar wieder ruhig, ja sogar heiter.

„Langheinrich! Morgen vormittag elf Uhr meine Uniform! Paradeanzug — verstanden? Vorher gehst du in eine Blumenhandlung und kaufst den schönsten Strauß, den du auftreiben kannst. Lauter Rosen, und wenn sie ein Vermögen kosten. Verstanden?"

„Jawohl!"

„Na, das ist gut. Und daß du's weißt: mit der Kur bei Doktor Engelhardt ist's aus. Ich kann auch mit einem steifen Bein in die Grube fahren."

Die Frau Geheimrat Tillesen war nicht wenig erstaunt, als sie den Generalmajor am nächsten Vormittag in Uniform und vollem Ordenschmuck, mit einem prachtvollen Blumenstrauß vor sich sah.

Ehrerbietig grüßend begann er feierlich: „Erlauben Sie, gnädige Frau, Ihnen zunächst diese bescheidenen Blüten zu überreichen."

„Aber, Herr General! Ich weiß nicht — heute ist doch nicht mein Geburtstag."

„Es soll auch kein Geburtstagstrauß sein, sondern ein Symbol der Versöhnung."

„Der Versöhnung? Ja, waren Sie mir denn bös?"

„Sehr bös sogar. Oder ist es etwa schön von Ihnen gewesen, daß Sie mich verblendeten Narren wochenlang an Ihrem Tisch sitzen ließen, ohne meiner Blindheit auch nur mit einem Sterbenswörtchen ein Ende zu bereiten? Mußte ich so lange neben Ihnen hergehen, Maria, ohne daß Sie sich mir zu erkennen gaben?"

„O Fritz, verzeihen Sie mir! Es war so schön. Und ich fürchtete, Ihre Unbefangenheit zu zerstören."

„Womit Sie um ein Haar das größte Unheil angerichtet hätten. Aber das soll nun vergessen sein. Hauptsache ist, daß wir jetzt den Faden da wieder anknüpfen, wo ihn das Schicksal — ich weiß nicht, vor wieviel

Jahren — abgeschnitten hat. Frau Maria Tillesen, ich habe die Ehre, Sie um Ihre Hand zu bitten."

Sie fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen, dann bot sie ihm beide Hände.

„Fritz — lieber Fritz! Nehmen Sie meinen innigsten Dank. Daß mir ein solcher Augenblick noch beschieden sein würde, ich hätte es nimmermehr für möglich gehalten. Aber, nicht wahr, Sie zürnen mir nicht, wenn ich nein sage?"

„Nein? Ein Korb also?"

„Nicht so! Ich bin Ihnen gewiß herzlich gut, wünsche mir nichts so innig, als in Ihrer Nähe bleiben zu dürfen, solange mir Gott noch das Leben schenkt. Aber ich möchte Ihre gute, Ihre treueste Freundin bleiben. Ich möchte auch weiter in der Erinnerung leben an unser einstiges kurzes Glück. Glauben Sie nicht auch, daß das viel, viel schöner sein würde als diese späte Vereinigung? Wir können uns unsere Jugend nicht wiedergeben, Fritz! Nichts aber hindert uns, im Gedenken an unsere Jugend glücklich zu sein."

Er schaute eine Weile vor sich hin, dann sagte er langsam: „Ich glaube beinahe, Sie haben recht, Maria! Keine Wirklichkeit kann so schön sein wie die Erinnerung an das, was wir uns einst gewesen sind. Und wenn Sie mir erlauben wollen, auch weiter in Ihrem Hause zu leben . . ."

„Ich bitte Sie darum aus tiefster Seele. Wir werden ein altes Liebespaar sein. Und unsere Liebe wird heimlich sein, wie sie es damals war. Ist das nicht köstlich?"

„Prächtig wird es sein, Frau Maria! Herrgott, seit gestern abend habe ich mich wie ein alter Mann gefühlt. Jetzt aber bin ich wahrhaftig wieder jung."

Schüchtern war an die Tür des Zimmers geklopft

worden. Jetzt trat auf Frau Tillesens Zuruf Elsbeth über die Schwelle. Sie war hochrot im Gesicht, und die Stimme versagte ihr fast vor Erregung.

„Verzeihung, wenn ich störe. Aber da ist ein Herr, der mit dir sprechen möchte, Großmutter, Herr Doktor Engelhardt. Willst du ihn empfangen?"

Verwundert zauderte Frau Tillesen mit der Antwort.

Da sagte der Generalmajor: „Empfangen Sie ihn, Maria! Ich kann mich ja einstweilen zurückziehen. Zeigen Sie ihm ein freundliches Gesicht, er wird viel von Ihnen fordern, aber Sie können es ihm in Gottes Namen gewähren, denn ich stehe für ihn ein. Er wird unsere liebe Kleine glücklich machen."

Da geschah es, daß der Generalmajor von Elsbeth den zweiten Kuß empfing. Diesmal war es sogar ein herzhafter Kuß. Sie eilte hinaus. Leuthold wandte sich zum Gehen.

„Es bleibt bei unserer Abrede, Maria! Und ich sage Ihnen: mich werden Sie bis an mein Lebensende nicht wieder los."

Mit gefalteten Händen blickte ihm Frau Tillesen nach.

„Ein altes Liebespaar!" sagte sie mit glücklichem Lächeln vor sich hin.

Dann empfing sie freundlich den eintretenden Doktor Engelhardt.

Rätsel

Ein alter Grieche war's, der seinem Land
Gesetze gab voll Weisheit und Verstand.
Nimmst du den Fuß ihm fort, so mag's dich freun,
Es kann ein Spiel und auch ein Vortrag sein.

Evas Smaragden

Roman von Alexandra von Bosse / Schluß

Eine Woche lang hielt sich Eva in der kleinen Wohnung über dem Stall verborgen, während Mascha allein im großen Hause verblieb und von da aus Eva versorgte. Alles geschah unter Beobachtung größter Vorsicht, denn beständig fürchteten sie Sublinoffs Rückkehr. Es war glücklicherweise Regenwetter eingetreten, so daß Minja ihre Zimmerhaft geduldiger ertrug, als wenn Sonnenschein sie hinausgelockt hätte.

Den hinterlassenen Brief hatte Mascha zu Eva hinübergebracht, die ihn gelesen, dann auf den Schreibtisch hatte zurücklegen lassen. Gregors Drohung beunruhigte sie sehr, aber sie überlegte, daß er ihr Minja nicht nehmen konnte, solange sie noch so klein war. Er besaß keine näheren weiblichen Verwandten, zu denen er das Kind hätte bringen können, und Erziehungsinstitute nahmen so kleine Kinder nicht auf. Später allerdings konnte er seine Drohung wahr machen.

Gregor kehrte nicht zurück, und sie hörte auch nichts von ihm. Der Sommer verging, und der dritte Kriegswinter brach an. In den ersten Wochen nach Gregors Besuch war Eva immer unruhig geworden, wenn sie den Postboten auf ihr Haus zukommen gesehen, aber nun dachte sie kaum mehr an Gregors Drohung. Da brachte Mascha eines Tages, als sie ins Dorf gegangen, einen großen Brief zurück, der mit amtlichen Siegeln verschlossen war, und Eva erschrak bis ins Herz. Wirklich war es eine ministerielle Verfügung, deren Inhalt Eva zunächst sehr erregte.

Auf Antrag des Vaters, Gregor Kyrillowitsch Sublinoff, wurde verfügt, daß die Tochter des Sublinoffschen Ehepaares, Herminja Gregorowna, zu ihrer Erziehung

unverzüglich in das Smolnyinstitut in Petersburg zu verbringen sei, da besagte Tochter von ihrer Mutter, Eva Iwanowna, nicht nach dem Wunsche und im Sinne des Vaters, der von seiner Gattin getrennt lebe, erzogen würde. Wenn die Ablieferung der Herminja Gregorowna bis zum 1. Januar 1917 nicht freiwillig erfolgte, würde sie zwangsweise abgeholt und im Smolnyinstitut untergebracht werden.

Das Smolnyinstitut in St. Petersburg war eine Erziehungsanstalt für adlige russische junge Mädchen, und Eva war davon überzeugt, daß Kinder unter sechs oder acht Jahren daselbst gar nicht aufgenommen würden. Gregor hatte diese ministerielle Verfügung wahrscheinlich erlangt, ohne das Alter Minjas anzugeben, und nur um sie — Eva — damit zu erschrecken und zu ängstigen. Aber die Verfügung war da, und es mußte etwas geschehen, um den, der verfügt hatte, über Minjas noch nicht aufnahmefähiges Alter aufzuklären, sowie, wenn nötig, über das bisherige Verhalten des Vaters, damit die Verfügung wieder zurückgenommen wurde. Aber Eva wußte nicht, wie man so etwas machte, und in Terijoky war niemand, mit dem sie vertraut genug gewesen wäre, ihn um Rat zu fragen. Sie beriet mit Mascha, und diese riet, an Frau Ossypin zu schreiben. Da entschloß Eva sich, nach Petersburg zu fahren, mit Frau Ossypin zu beraten und womöglich mit ihr oder mit Paul Ossypin persönlich ins Ministerium zu gehen, um die Rücknahme der Verfügung zu veranlassen.

Sie führte ihren Entschluß unverzüglich aus. Sie mußte allein reisen, Mascha bei Minja bleiben, und es war das erstemal in ihrem Leben, daß sie allein reiste. Sie war deshalb ängstlich, aber es passierte ihr nichts unterwegs, und am Bahnhof in Petersburg holte sie

Paul Ossypin ab, der über sein ganzes rundes, rosiges Gesicht strahlte, als er sie begrüßte.

Der gute Pawluschka war zwar verlobt, und seine Hochzeit stand nahe bevor, aber er liebte doch noch immer Eva, jedenfalls war er immer sehr beglückt, sie zu sehen. Er war nur kurze Zeit im Felde gewesen, dann hatte ihn ein Schuß ins Knie kriegsuntauglich gemacht. Das Kniegelenk blieb steif, er hinkte stark, aber er selbst und seine Mutter waren sehr glücklich darüber, weil er deshalb nicht mehr hinaus brauchte, dafür in einem ministeriellen Büro, sicher vor deutschen Kugeln, Granaten und Giftbomben, täglich einige Stunden arbeitete.

Auf dem Bahnhof viele Soldaten und überall Gruppen unglücklicher Flüchtlinge aus den Gebieten, die von den Deutschen in letzter Zeit besetzt worden waren, und die meistens zwangsweise von dort ins Innere Rußlands abtransportiert wurden. Mit ihren vielen Kindern und zahllosen Bündeln, in die sie ihre armselige Habe verpackt, saßen sie und warteten oft tagelang auf Weiterbeförderung. Zerlumpt und verhungert sahen sie aus, und niemand schien sich ihres Elends anzunehmen. Es war zum erstenmal, daß Eva solche Bilder des Krieges sah, und Paul Ossypin hatte Mühe, sie daran zu verhindern, ihr ganzes Geld unter die unglücklichen Frauen, die sich ihr bettelnd näherten, zu verteilen.

Ossypins wohnten in der Nähe des Newa-Ufers. Sie fuhren im Schlitten über den Newskij-Prospekt. Eva war um drei Uhr angekommen, und schon war es dunkel, aber der Newskij-Prospekt durch die zahlreichen elektrischen Bogenlampen taghell erleuchtet und fast noch mehr belebt als vor dem Kriege. Es wimmelte von Uniformen aller Gattungen, und Eva wunderte sich, daß so viele Offiziere sich jetzt, mitten im Kriege, in Petersburg auf-

halten konnten. Schlitten und Automobile drängten auf dem breiten Fahrdamm aneinander vorüber, besetzt mit Damen in kostbaren Pelzen, begleitet von Offizieren. Fast kein Auto, kein Schlitten, in dem nicht Offiziere saßen. Auf den Bürgersteigen gingen sie, aus den Cafés und eleganten Restaurants kamen sie heraus. Nie vorher hatte Eva in Petersburg so viele gesehen, und Angst ergriff sie, auch Gregor könnte wieder da sein und ihr begegnen.

Es war in der Zeitung sehr viel von dem Mangel zu lesen gewesen, der bereits in Rußland herrschte, aber in den großen Feinkostgeschäften am Newskij-Prospekt drängten sich die Käufer, und in ihren Auslagen zeigte sich Überfluß an erlesensten Delikatessen. Eva staunte und verwunderte sich über alles: man schien hier zu leben, als wenn es keinen Krieg gäbe. Paul Ossypin sagte: „Wer Geld genug hat, kann alles bekommen, sogar Salz und Zucker, soviel er will."

Salz und Zucker waren das, was in Rußland zuerst zu fehlen begonnen, weil beides vor dem Kriege fast ausschließlich von Deutschland und Österreich importiert worden war.

Paul Ossypin ging am folgenden Tage zunächst allein in das betreffende Ministerium und klärte den Minister über Gregors schändliches Verhalten gegenüber seiner Frau auf und über die Unmöglichkeit, ein dreijähriges Kind dem Smolnyinstitut zu übergeben. Man hörte ihn an und gab ihm recht. Der Minister hatte sehr viel zu tun, keine Zeit für Ehestreitigkeiten. Aber um die Verfügung vorläufig unwirksam machen zu können, mußte er doch Frau Sublinoff selbst sehen und sprechen, sie sollte persönlich erklären und durch ihre Unterschrift bestätigen, daß das fragliche Töchterchen erst drei Jahre alt sei.

Der Minister war ein alter Brummbär und Junggeselle, er nahm grundsätzlich für den Ehemann Partei. Als man ihm auf seine Erkundigung alles bestätigte, was Paul Ossypin über Gregor Sublinoff erzählt, entschied er: Die Frau war wahrscheinlich häßlich, dick und zänkisch, deswegen hat der arme Sublinoff sie verlassen. Wahrscheinlich eine viereckige Deutsche mit wollenen Strümpfen. Aber als am folgenden Tag Paul Ossypin mit Eva bei ihm erschien, zeigte er sich überfließend liebenswürdig und ganz als der galante alte Herr, der er Damen gegenüber immer geblieben, besonders wenn sie jung und hübsch waren. Plötzlich änderte sich seine Meinung.

Was — so eine reizende Frau verließ der Kerl, einer windigen Französin nachzulaufen! Und das Kind wollte er ihr nun noch nehmen, nachdem er sie schon um ihr ganzes Vermögen gebracht hatte! Pfui Teufel!

Und so jung war sie noch, wie ein junges Mädchen fast sah sie noch aus. Natürlich konnte ihr Kind nicht älter als drei Jahre sein!

Nachdem er Evas Erklärung angehört und von ihr das darüber aufgenommene Protokoll hatte unterschreiben lassen, versicherte er ihr, daß er sofort die Aufhebung der Verfügung, die auf irrtümlicher Annahme beruhte, veranlassen würde. Eva brauche nichts zu fürchten, ihr Töchterchen würde ihr auch später nicht genommen werden, dafür wollte er schon sorgen.

Eva wollte dem alten Herrn, der sie an Onkel Kolja erinnerte, in überquellender Dankbarkeit die Hand küssen, aber das duldete er nicht, dafür umarmte er sie väterlich und küßte sie auf die Stirn, worauf er nach alter russischer Sitte segnend das Kreuz über sie schlug.

Eva war überglücklich, als sie nach Hause fuhren. Es

war kurz nach Mittag, die Sonne zeigte sich, alles schien zu strahlen, und Eva kam es vor, als wenn auch alle Menschen auf der Straße glückliche Gesichter machten. Wie schön war doch Petersburg, wie reich und glänzend das Leben, das durch seine schönen, breiten Straßen flutete. Paul ließ den Schlitten einen Umweg machen, sie fuhren am Newakai entlang, wo ihnen viele elegante Schlitten und Autos begegneten. Dann überholte sie eine Troika mit prachtvollen blauschwarzen Orloffs. Zu beiden Seiten des Schlittens, darin zwei Herren in Uniformpelzen saßen, galoppierte ein Kosak auf weißem Pferde. Die Vorübergehenden blieben stehen, zogen ihre Kappen oder Mützen, Offiziere und Soldaten machten Front, und der ältere der Herren im Schlitten hob beständig die Hand an seine breite Militärmütze.

„Großfürst Boris," flüsterte Paul Eva zu.

Sie kamen am Winterpalais vorüber, das, von Schildwachen umgeben, still und verlassen lag. Der Zar war an der Front, die Zarin blieb jetzt auch während des Winters im Alexanderpalais in Zarskoje Selo, wo auch schon vor dem Krieg der Zar und seine Familie die längste Zeit des Jahres zu verbringen pflegte. Aber früher gab es im Winter Feste und Empfänge im prächtigen kaiserlichen Winterpalais in Petersburg, wozu sich die vornehmsten Kreise Rußlands, fremde Fürstlichkeiten und Diplomaten einfanden und wobei märchenhafter Glanz entfaltet worden war. Das alles hatte seit Beginn des Krieges aufgehört und sollte — wie sich dann die Geschicke Rußlands entwickelten — nie wieder sein.

Da es für diesen Tag dafür zu spät war, kehrte Eva erst am folgenden Tag nach Terijoky zurück, und sie war schon voll Ungeduld, Minja wiederzusehen, von der sie bisher noch nie getrennt gewesen war.

Es war schon dunkel, als der Zug in Terijoky eintraf. Niemand holte sie an der Bahn ab, da sie ihre Ankunft nicht gemeldet hatte, aber ein junger Bursche übernahm es, ihr den Koffer zu tragen, ging damit voran; langsamer folgte Eva, durch den frischgefallenen Schnee stapfend. Es war vollkommen windstill, die Kälte deshalb nicht sehr fühlbar; aus den Bauernhäuschen, an denen Eva vorüberkam, fiel schwacher Lichtschein. Der Himmel hatte sich geklärt, und von Sternen übersät wölbte sich das dunkle Firmament über ihr. Da blieb sie stehen, blickte zu den Sternen auf und dachte an das Lied, das Dieter so gern gesungen hatte:

Nun die Schatten dunkeln,
Stern an Stern erwacht ...

Wo war er, der Freund? Sehnsucht durchflutete ihr Herz. Ach, wie schlecht hatte sie ihm doch gedankt für seine treue Liebe und alles, was er so selbstlos für sie getan! Auf eine vielleicht leere Drohung hin hatte sie ihn von sich gewiesen, und obwohl er kein Wort darüber gesagt, mußte ihn das doch gekränkt haben. Und ohne Abschied war er aus ihrem Leben gegangen, kam vielleicht niemals wieder zu ihr zurück.

Aber während sie so stand und zu den Sternen aufblickte, war ihr plötzlich zumute, als sei der liebe Freund ihr nah, als umschwebten seine Gedanken und sein Sehnen sie gleich unsichtbaren Geistern, und wie eine Offenbarung kam ihr die Erkenntnis, daß sie ihn liebte.

„Dieter! Dieter!" murmelte sie, und dann sprach sie leise, wie ein Gebet, den zweiten Vers des Liedes vor sich hin, das er so gern gesungen, und durch das er ihr, wie sie jetzt erkannte, seine Liebe gestanden:

„Durch das Reich der Träume
Steuert ohne Ruh,
Steuert meine Seele
Deiner Seele zu!"

Tränen füllten Evas Augen, als sie nun weiterging durch die stille Winternacht, ihrem einsamen Heim entgegen.

Als der große Krieg ein für Deutschland so verhängnisvolles Ende nahm, befand sich Dieter Wandrup mit den deutschen Truppen, die Finnland von den bolschewistischen Beglückern befreit hatten, in Helsingfors. Von da fuhr er, sobald das möglich war, nach Terijoky. Er konnte kaum hoffen, Eva dort noch zu finden, weil man ihm versichert, daß die Bolschewisten, ehe sie abzogen, in den Seebädern der Ostseeküste alle Landhäuser geplündert und verbrannt, die Bewohner, soweit sie nicht rechtzeitig geflohen, nach Rußland verschleppt hätten.

Evas Landhaus war nicht verbrannt, aber leere Fensterhöhlen gähnten ihm entgegen, innen zeigte sich alles verwüstet, verschmutzt; was irgendwelchen Wert gehabt, war geraubt, alles andre zerschlagen und zerstört. Dieter ging zu dem Nachbar Androdi hinüber. Androdi war erst vor wenigen Wochen aus deutscher Gefangenschaft zurückgekehrt, nachdem die Bolschewisten Finnland schon verlassen hatten, aber die Frau erzählte, es habe in dem Sommer, als die Revolution begann, ein altes Ehepaar aus Petersburg bei Eva im Landhaus gewohnt; die hatten Eva und Mascha mitgenommen, als sie flohen. Da sei das Kind schon tot gewesen.

„Das Kind, die kleine Minja, tot?"

Ach ja, es sei sehr krank gewesen, und ein Arzt war nicht da, dann sei es gestorben. Und kaum war es be-

graben, kamen die Teufel von Petersburg, fingen an zu morden, zu rauben und zu brennen. Die junge Barina hatte bleiben wollen, wollte nicht fort von dem kleinen Grab, aber sie haben sie doch mitgenommen, der alte Professor aus Petersburg und seine Frau.

Wohin sie geflohen wären, wollte Dieter wissen. Genau wußte es Frau Androdi nicht. Mascha hatte gesagt, sie wollten nach Deutschland, wo der Professor Verwandte hatte. Sie brachte einen Kasten mit Silberzeug, den Mascha ihr in Verwahrung gegeben, weil sie ihn des Gewichtes wegen nicht hatten mitnehmen können. Ob der Herr es der jungen Barina bringen wollte, wenn er nach Deutschland zurückging? Dieter bat sie, die Sachen noch weiter zu verwahren, da er ja nicht wüßte, ob er die Barina in Deutschland finden würde und ob sie noch am Leben sei.

Er zweifelte fast daran, daß Eva noch lebte. Was hatte die Ärmste durchmachen müssen! Und alles allein, ganz auf sich selbst angewiesen. Die Not des Krieges, die Schrecken der Revolution und den Tod der kleinen Minja. Und wo sollte er nun nach ihr suchen? Wie sie finden? Frau Androdi hatte ihm den Namen des Professors aus Petersburg nicht nennen können. Und Dieter fragte sich, ob Sublinoff noch lebte, ob er sich nicht seiner Frau wieder genähert, sich mit ihr wieder versöhnt hatte.

Die Erkundigungen, die er, als er nach Deutschland zurückgekehrt war, nach Evas Verbleib anstellte, blieben ergebnislos. Vielleicht waren sie auf der Flucht noch von Bolschewisten aufgehalten und nach Rußland verschleppt worden. Vielleicht waren sie nur bis ins Baltikum gekommen, dort geblieben.

Er nahm nun seinen Abschied aus dem Militärdienst und sah sich nach einer Praxis um. Es bot sich ihm dann

die Gelegenheit, ein in der Nähe einer von Sommergästen viel besuchten Ortschaft in Oberbayern gelegenes Sanatorium zu übernehmen, das er nach Besichtigung von dem bisherigen Besitzer verhältnismäßig billig kaufte. Das Sanatorium Waldfrieden lag auf halber Höhe, abseits der Ortschaft und war vor dem Kriege als Luftkurort viel besucht worden. Jetzt war es verwahrlost und nur von wenigen unzufriedenen und schlecht zahlenden Patienten besucht. Man hatte gegen Ende des Krieges eine Art Erholungsheim für genesende Soldaten daraus gemacht, und als dann die Revolution kam, alle Disziplin aufhörte, hatten die meist noch jungen Soldaten, die keine Autorität mehr anerkannten, böse gehaust. Alle Räume waren verschmutzt, Betten und Matratzen verdorben, der Garten in wüstem Zustand.

Aber in kurzer Zeit schaffte Dieter Ordnung. Es wurde gestrichen, gebohnt, Betten gerichtet, der Garten geordnet, Bänke aufgestellt und Liegehallen errichtet. Es war nicht schwer, aus dem Heer der von der Front zurückgekehrten Krankenschwestern einige nette, freundliche Pflegerinnen zu gewinnen und anzustellen. Dann wurden Anzeigen erlassen, und bald stellten sich so viele Erholungsbedürftige ein, daß Dieter genötigt war, einen jungen Assistenzarzt anzustellen.

Es gehörte ziemlich viel Grundbesitz zu dem Sanatorium Waldfrieden, etwas Wald und eine kleine, allerdings ebenfalls verwahrloste Ökonomie. Für diese mußte Vieh angeschafft werden und ein tüchtiger Verwalter, so daß der Betrieb dem Sanatorium alle landwirtschaftlichen Produkte zu liefern imstande war. Alles, was Dieter an Kapital besaß, hatte er schließlich in die Unternehmung hineingesteckt, und wie es sich später zeigte, hätte er gar nichts Besseres tun können.

Die Sache ging, Dieters Energie und sein Organisationstalent bewährten sich glänzend. Es sprach sich auch bald herum, daß er ein tüchtiger und gewissenhafter Arzt sei.

Das Sanatorium lag auch insofern günstig, als sich in der Nähe größere, reiche Dörfer befanden und schöne Bauerngüter, die im Sommer von erholungsuchenden Familien aus München und aus ganz Deutschland aufgesucht wurden. Hier fand sich für Dieter Gelegenheit zu ausgedehnter Privatpraxis, die neben seiner Tätigkeit im Sanatorium seine Zeit in Anspruch nahm. Dafür mußte er sich ein Automobil anschaffen. Er trat auch bald in freundschaftlichen Verkehr mit Familien, die in der Umgegend Besitzungen hatten, welche sie vor dem Kriege meist nur während des Sommers bewohnt, in denen sie aber jetzt, bei der herrschenden Wohnungsnot in den Städten, auch über Winter blieben.

Bald wurde es Dieter nahegelegt, daß er heiraten müsse. Im Sanatorium fehlte die Frau. Er sah das selbst ein, konnte sich aber dazu nicht entschließen. Das Kapitel Hausdamen war der wundeste Punkt im Betrieb und eine Quelle beständigen Ärgers für ihn. Im ersten Jahr mußte er dreimal seine oberste weibliche Hilfskraft wechseln. Eine verstand wohl die Hauswirtschaft, konnte aber nicht repräsentieren, die zweite trank heimlich und zankte sich mit den Patientinnen, die dritte wäre ganz gut gewesen, aber sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihn zu heiraten, und da er das nicht wollte, mußte er sich von ihr trennen. Jetzt hatte er eine ältere Person als Wirtschafterin und ein Fräulein als Kassenführerin, und auf ihm selbst lag die Last, alles zu überwachen.

Es mußte so gehen. Heiraten konnte und wollte er nicht. Er lernte in den Familien, in denen er verkehrte,

nette junge Mädchen kennen und manche junge, hübsche Witwe, für die er aber nie mehr als ein flüchtiges Gefallen zu empfinden vermochte, wiewohl diese oder jene wohl geneigt gewesen wäre, ihn zu heiraten. Er konnte Eva nicht vergessen, noch lebte ihr Bild in seinem Herzen, und nichts konnte es daraus verdrängen. Oft meinte er, sie müßte tot sein. Wie hatte sie den Tod ihres kleinen Lieblings überleben können? Dann stellte er sich vor, wie sie gelitten habe, als sie ihre Minja, ihr ein und alles, begrub. Lebte sie noch, was war aus ihr geworden? Und Angst ergriff ihn bei dem Gedanken, daß sie, die Flüchtige, irgendwo einsam und verlassen lebte, in Not war und niemanden hatte, der ihr half und sie schützte. Er hatte nicht aufgehört zu suchen, sogar Anzeigen in den größten Zeitungen erlassen, aber immer vergebens. Auch russische Flüchtlinge in Berlin und andern Städten Deutschlands, bei denen er hatte Erkundigungen einziehen lassen, hatten keine Auskunft über sie geben können. Vielleicht war sie noch in Finnland. Vielleicht war sie doch ins Innere Rußlands verschleppt worden.

Eines Abends, als er nach anstrengendem Tagewerk sich eben zur Ruhe begeben wollte, wurde ein Mann gemeldet, der ihn zu einem Kranken holte. Der Mann war der Hausmeister einer Fremdenpension im nächsten Marktflecken. Der dortige Arzt war abwesend, der fremde Herr aber so gefährlich erkrankt, daß sofortige ärztliche Hilfe nötig sei.

Dieter war müde, er wollte erst seinen Assistenten schicken, aber als der Hausmeister sagte, der Herr sei ein Russe, entschloß er sich, selbst zu fahren. Er nahm den Hausmeister mit in sein Auto und erkundigte sich unterwegs nach dem Russen und an was er erkrankt sei. Der Hausmeister nannte einen russischen Namen, den Dieter

nur halb verstand, und der Mann mochte ihn wohl auch verstümmelt haben. Er sagte, der Russe sei im Kriege verwundet worden, er hätte heftige Schmerzen in der Brust und sehr hohes Fieber.

Die Pensionsinhaberin, Frau Mitterer, war überfließend dankbar, daß Dieter kam. Der Russe sei erst seit einer Woche bei ihr und ganz plötzlich so schwer erkrankt. Sie führte ihn gleich zu dem Kranken, ließ ihn mit ihm allein.

In dem mittelgroßen, nüchtern möblierten Pensionszimmer, das grell durch eine von der Decke hängende elektrische Birne erhellt wurde, lag ein großer hagerer Mann in einem Bett, das zu klein für ihn war. Aus großen, dunklen, fieberheißen Augen blickte er zu Dieter auf, als dieser ans Bett trat.

„Ich bin sehr krank, Doktor," sagte er heiser, „muß ich sterben?"

„Nun, nun," beruhigte Dieter, „so schlimm wird es ja nicht gleich sein."

Er untersuchte den Kranken, stellte Lungenentzündung fest, hervorgerufen durch eine mangelhaft geheilte Schußwunde, die wieder zu eitern begonnen. Das Fieber war sehr hoch, der Patient aber bei voller Besinnung und durch die hohe Temperatur erregt.

„Es ist schlimm, Doktor, nicht wahr?" fragte er, wartete aber eine Antwort nicht ab, sprach erregt weiter: „Nun sehen Sie! Durch den ganzen Krieg bin ich gesund davongekommen, und dann haben mich diese Teufel in Moskau zweimal durch die Brust geschossen. Nur so, nur weil ich kaiserlicher Offizier war. Aber ich habe eine sehr starke Natur, es hat mich nicht umgebracht. Freunde retteten mich und brachten mich aus Rußland hinaus. Damals war das noch möglich, wissen Sie, jetzt ginge

es nicht mehr. In Berlin haben sie mich geheilt, aber da links behielt ich doch immer Schmerzen, da steckt was. Ist es nicht schrecklich, daß ich hier nun so allein krepieren soll, Doktor?"

„Sie dürfen nicht so viel sprechen," sagte Dieter. „Und dann brauchen Sie vor allem gute Pflege, die können Sie hier in der Pension nicht haben. Man wird sie in ein Hospital nach München überführen müssen, sobald das möglich ist."

„Nein, nein, nicht nach München," erregte sich der Kranke. „Sehen Sie, Doktor, dort bin ich erst wieder krank geworden, lag zwei Wochen in einer Klinik, und als es mir wieder so weit gut ging, hat mich der Arzt hierhergeschickt, wegen der guten Bergluft. Nein, ich will nicht in so einer Krankenkaserne sterben. Aber Frau Mitterer sagte, Sie haben ein Sanatorium, nehmen Sie mich doch dahin. Wenn Sie mich nach München schaffen, sterbe ich unterwegs, das halte ich nicht aus."

Das Sanatorium war nicht für Schwerkranke eingerichtet, dort sollten Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige Genesung finden. Dieter sagte ausweichend: „Heute abend ist es zu spät, Bestimmungen zu treffen; ich werde morgen mit Doktor Hutter, dem hiesigen Arzt, Rücksprache nehmen, was am besten zu tun ist. Jetzt werde ich Ihnen einen Brustumschlag machen, das wird die Schmerzen lindern, und dann sollen Sie schlafen."

Mit Hilfe des Hausmeisters, den er dazuholte, und der ganz anstellig war, wurde dem Kranken ein feuchter Wickel um den Oberkörper gelegt. Aber als dann Dieter die Morphiumspritze zurechtmachte, sagte der Russe: „Morphium? Gut, das ist gut, aber erst muß ich noch mit Ihnen sprechen, Doktor; vielleicht kann ich es morgen nicht mehr."

„Sie dürfen jetzt nicht sprechen.“

„Einerlei, ich muß. Schicken Sie, bitte, den Mann hinaus, damit wir allein sind. Ich werde nicht lange sprechen, Doktor.“

Dieter tat ihm den Gefallen. Es war möglich, daß er recht behielt und es ihm am folgenden Tag nicht mehr möglich sein würde, zu sagen, was er noch zu sagen haben mochte. Und kaum war der Hausmeister hinaus, fing er an: „Ich habe eine sehr starke Natur, Doktor, vielleicht halte ich das jetzt auch noch aus. Wenigstens möchte ich noch so lange leben, bis ich meine Frau wiedergesehen habe.“

„Ihre Frau? Ist sie in München?“ fragte Dieter, aber der Russe schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, das ist es ja eben, ich weiß nicht einmal ganz genau, wo sie ist. Sie war in Rußland, und ich dachte, dort wäre sie geblieben, die Arme. Aber in Berlin traf ich Bekannte, die haben mir gesagt, sie sei in der Schweiz bei einer Art Pflegeschwester von ihr, die sich dort aufhält. Ich war auf der Reise dahin, als ich in München krank wurde. Können Sie mich so weit wiederherstellen, Doktor, daß ich noch in die Schweiz reisen kann? Sehen Sie, Doktor, ich muß zu meiner Frau! Ich muß sie noch einmal sehen, ehe ich sterbe!“

Es lag so viel drängende Angst in den Worten des Kranken, daß Dieter Mitleid mit ihm empfand, und er glaubte nicht, daß der Mann so weit wieder hergestellt werden konnte, um eine längere Reise unternehmen zu können. Er war vielmehr der Meinung, daß die Tage des Kranken gezählt waren, denn wenn Eiter ins Blut trat, wie es bei Lungeneiterung leicht geschehen konnte, war der Tod unabwendbar. Bestenfalls würde es einige Wochen dauern, ehe er sich wieder erholte.

„Es wird jedenfalls geraume Zeit vergehen, ehe Sie reisen könnten," erwiderte Dieter, „wäre es darum nicht besser, Ihre Frau käme her?"

„Nein, nein, sie wird nicht kommen," murmelte der Russe, und dann fing er plötzlich an zu weinen; dann kam ein Hustenanfall, schüttelte ihn, aber kaum hatte er sich davon erholt und obgleich Dieter ihn bat, nun zu schweigen, sprach er doch weiter: „Sie wird nicht kommen, das ist es ja eben. Ich war sehr schlecht, Doktor, ach, vielleicht war ich nicht wirklich schlecht, nur ein Egoist, und so kam es denn, wie es kam. Ich habe sie wirklich sehr liebgehabt, aber sie glaubt es nicht mehr, wie kann sie es noch glauben, nachdem ich ... nun, ich habe mich wie ein schlechter Kerl benommen, das ist wahr. Sie wird nicht kommen, wenn ich ihr schreibe: ‚Komm!' Aber wenn ich zu ihr gehe, wenn sie mich wiedersieht, wenn sie sieht, wie krank ich bin und daß ich sterben werde, dann — dann wird sie mir vielleicht vergeben."

Wieder rannen Tränen über seine hageren Wangen, und er wischte sie hastig mit einem Zipfel des Bettuches ab.

Dieter sagte: „Geben Sie mir die Adresse Ihrer Frau, und ich werde ihr schreiben, daß sie kommen muß. Selbst wenn Sie so schlecht gegen sie waren, daß sie ein Engel sein müßte, Ihnen vergeben zu können ..."

„Sie ist ein Engel!" unterbrach ihn der Russe. „Ach, sie war immer ein Engel! Aber ich, Doktor, ich war ein Teufel, ja, ein Teufel. Darum liege ich jetzt hier allein und verlassen, obgleich ich Frau und Kind habe, und — und muß krepieren wie ein verlaufener Hund."

Er weinte wieder. Er weinte aus Mitleid mit sich selbst. Aber Dieter verbot ihm nun energisch, noch mehr zu reden, sagte, er würde morgen früh wiederkommen, dann

könnte man in Ruhe über die Sache sprechen. Er nahm einen Rezeptblock heraus, etwas gegen das Fieber zu verschreiben, und als er schrieb, fragte er ohne aufzusehen: „Wie ist Ihr Name, bitte? Ich verstand ihn nicht genau, als der Hausmeister ihn nannte."

„Oberst Sublinoff," sagte leise der Russe.

„Su—blinoff?" wiederholte Dieter, sich schnell zu ihm herumwendend.

„Ja," bestätigte der Kranke, „Gregor Kyrillowitsch Sublinoff."

Nachdem Dieter mit Doktor Hutter, der schon vorher Sublinoff behandelt hatte, Rücksprache genommen, ließ er den Kranken in das Sanatorium überführen. Beide Ärzte waren sich darüber einig, daß der Transport in ein Münchner Krankenhaus das Leben des Kranken unmittelbar gefährden würde, und in Tölz, wohin man ihn hätte bringen können, war das Krankenhaus zurzeit überfüllt. Obgleich Schwerkranke sonst im Sanatorium nicht aufgenommen wurden, wollte Dieter eine Ausnahme machen, trotzdem sowohl er wie Doktor Hutter erkannten, daß der Russe nur noch kurze Zeit leben konnte; er hatte es nur seiner Bärennatur zu verdanken, daß er noch am Leben war. Der einst so starke Körper hatte aber jetzt keine Widerstandskraft mehr.

Sublinoff lag in einem freundlichen, sonnigen Zimmer und genoß die sorgsamste Pflege. Er hatte schon großes Vertrauen zu Dieter gefaßt und war der Überzeugung, daß er wieder gesund werden würde, bei welchem Glauben ihn Dieter vorläufig beließ. Man hatte gleich am folgenden Tag eine kleine Operation vorgenommen, dem Eiter Abfluß zu verschaffen, wonach das Fieber und die Schmerzen nachgelassen.

Dieter hatte sich so rasch entschlossen, Sublinoff zu sich zu nehmen und zu pflegen, weil er Evas Gatte war. Der Mann hatte sich zwar so schurkisch gegen Eva benommen, daß er die Verachtung jedes rechtschaffenen Mannes verdiente; aber nun war er ein Sterbender und von Reue gequält, und dem, der bereut, soll vergeben werden. Außerdem war Dieter dankbar, daß Sublinoff ihm eine Spur gewiesen, auf der es ihm gelingen konnte, Eva zu finden.

Sublinoff hatte aber nur erfahren, daß Eva mit dem Fürsten und der Fürstin Dargilow in der Schweiz sich aufhalten sollte; Petersburger, welche Dargilows dort getroffen, hatten es ihm erzählt. Aber er wußte nicht, in welcher Stadt Dargilows sich in der Schweiz niedergelassen hatten, damals waren sie noch unterwegs gewesen, doch meinte er, die Schweiz sei so klein, es könnte nicht schwer sein, sie dort aufzufinden. Er hatte beabsichtigt, erst nach Genf zu gehen, wo sehr viele Russen Zuflucht genommen, die nicht in ihre Heimat zurückkehren konnten; waren sie dort nicht, wäre er nach Zürich, nach Luzern, Bern und Thun gegangen, und in einer dieser Städte würde er sie gefunden haben.

Dieter meinte auch, wenn die Dargilows wirklich in der Schweiz waren, mußte ihr Aufenthaltsort leicht ausfindig gemacht werden, zumal ja auch in der Schweiz Paßzwang war, jeder Fremde sich bei den Behörden melden und Aufenthaltserlaubnis einholen mußte. Am liebsten wäre er persönlich nach der Schweiz gereist, aber zurzeit konnte er sein Sanatorium, in dem sich zum Sommer zahlreiche Genesungsuchende eingefunden, nicht auf längere Zeit verlassen. Er hatte eine neue Hausdame, deren Tätigkeit noch zu überwachen war, und sein Assistenzarzt war jung und noch unerfahren. Er mußte sich

also vorläufig damit begnügen, schriftlich Erkundigungen einzuziehen.

Er schrieb gleichlautende Briefe an die kompetenten Behörden der hauptsächlichsten Schweizer Städte und bat, indem er den Grund seiner Anfrage darlegte, ihm umgehend mitzuteilen, ob die Familie des Fürsten Dargilow nebst Frau Eva Sublinoff sich zurzeit in der betreffenden Stadt aufhalte, bejahendenfalls ihm ihre genaue Adresse zukommen zu lassen.

Die Lungenentzündung, die das Leben des Kranken unmittelbar bedroht, verlief günstig infolge der sorgsamen Pflege, aber die Eiterung dauerte an, die Kräfte nahmen immer mehr ab, das Herz ermattete immer mehr im Kampf gegen die lebenzerstörenden Gifte, welche aus der kranken Lunge dem Körper immer wieder zugeführt wurden. Aber Sublinoff hoffte doch auf Genesung, er wollte noch nicht sterben.

Dieter hatte ihm mitgeteilt, welche Schritte er unternommen, Evas Aufenthaltsort ausfindig zu machen, und Sublinoff wartete nun voll Ungeduld auf Nachricht aus der Schweiz. Zwar klagte er immer wieder: „Was nutzt es, wenn wir erfahren, wo sie ist, Doktor? Sie wird doch nicht kommen. Warum sollte sie zu mir kommen, wo ich krank und elend bin, nachdem ich sie verlassen, als ich gesund war und als sie mich noch liebte? Kann sie denn noch eine Spur von Liebe für mich übrighaben, nach dem, was ich ihr Schlimmes angetan?"

„Gerade weil Sie krank und elend sind, wird sie kommen, sobald sie es weiß," sagte Dieter zuversichtlich, und dann blitzte es hoffnungsvoll auf in den großen, dunklen Augen des Russen.

„Wenn ich nur noch so lange leben könnte, Doktor, um es doch vielleicht ein bißchen wieder gutmachen zu

können, oder wenigstens um zu wissen, daß sie mir vergeben hat."

Dann erzählte er selbstquälerisch alles, was er getan, wie er Eva um ihr Eigentum gebracht und dann noch gedroht, ihr das Kind zu nehmen.

„Ich habe sie um alles betrogen, Doktor, auch um ihre Liebe — denn sie liebte mich! Bei Gott, Doktor, sie hat mich geliebt, wie selten ein Mann geliebt wurde, und ich habe ihre Liebe mit Knütteln totgeschlagen. Sie hat an mich geglaubt. Sie hat noch geglaubt, daß ich gut bin, daß ich sie liebe, als ich sie längst schon betrog. Von Anfang an habe ich sie betrogen. Wie kann sie das vergeben?"

Aber dann versuchte er zu entschuldigen, was er getan, Gründe dafür anzuführen, die ihn gezwungen hätten, so zu handeln. Er versicherte, daß er Eva doch geliebt habe, und wie sehr er sie eigentlich geliebt, begreife er jetzt erst. Wenn er sie nur einmal noch sehen, nur einige Minuten lang noch ihre Hand in der seinen halten könnte, dann wollte er ruhig sterben. Es endete gewöhnlich damit, daß er über sich selbst, sein Elend und seine Verlassenheit weinte.

„Es wird niemand traurig sein, niemand wird Tränen in mein Grab fallen lassen, wenn ich tot bin," klagte er.

Geduldig hörte Dieter ihn immer wieder an, tröstete ihn, machte ihm Hoffnung. Er konnte jetzt den Haß, den er früher gegen den Mann gehegt, nicht mehr aufbringen. Der Mann war jetzt sein Patient und ein Sterbender. Und er bereute, was er getan, wenn auch dieser Reue viel Selbstsucht beigemengt war, der Schmerz um unwiederbringlich Verlorenes. Wenn er gesund geblieben wäre, würde er vielleicht nicht bereut, sich nicht nach Evas Liebe gesehnt haben; aber nun verzehrte er sich geradezu in Sehnsucht nach ihr.

Dieter begriff, daß Eva diesen Mann geliebt. So sehr er jetzt körperlich herabgekommen, war er doch immer noch ein schöner Mensch mit seinem regelmäßigen, kühngeschnittenen Gesicht und den großen, dunklen Augen, die jetzt, da sein Gesicht hager geworden, noch größer erschienen. Und es war auch etwas in seinem Wesen, etwas gleichsam Naturwüchsiges, das für ihn einnahm, eine rassige Brutalität, die nicht abstoßend war, wie ja auch die Grausamkeit eines Tigers, weil natürlich, nicht abstoßend ist. Dieter konnte es sich vorstellen, wie anziehend und für Frauen faszinierend Sublinoff gewesen sein mochte, als er noch jünger, noch gesund und voll Kraft war, wie ein schönes starkes Tier, das hemmungslos seinen Trieben folgt. Ein schönes, starkes, gedankenloses Tier, das nicht erwägt, sondern ergreift, was es begehrt, und wieder fortwirft, wessen es überdrüssig geworden.

Sublinoff konnte an schönen Tagen auf der Veranda liegen, und fast alle Gäste des Sanatoriums, besonders die Damen, interessierten sich für den schönen, kranken Russen. Die Damen brachten ihm Blumen, die er dann achtlos verwelken ließ. Die Herren setzten sich ein Weilchen zu ihm, rauchten eine Zigarette mit ihm. Seine Pflegerin, Schwester Sophie, ließ sich seine gelegentlichen Launen willig gefallen, war er dann doch wieder voll liebenswürdiger Dankbarkeit für ihre Dienste.

Schwester Sophie war die Tochter eines höheren Offiziers, der im Kriege fiel. Sie hatte während des Krieges als Johanniterin gepflegt, nach Kriegschluß dann die Krankenpflege als Beruf erwählt, sich damit ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Doch war sie nicht kräftig genug, den schweren Dienst in Krankenhäusern zu versehen, darum hatte sie die Stellung im Sanatorium angenommen. Sie war nun ganz froh, wieder einmal einen wirklichen

Kranken zu pflegen, war unermüdlich in der Sorge um Sublinoff, immer bemüht, alle seine Wünsche und Launen zu befriedigen. Sie tat weit mehr, als ihre Pflicht war, und kannte keine Müdigkeit, wenn es sich um ihren Pflegling handelte.

Sublinoff hatte Geld, und er war nicht geizig damit. Er verlangte, daß an ihm nichts gespart wurde, und betonte immer wieder, daß er alles bezahlen könnte, als wenn er Angst hätte, daß man ihn weniger gut pflegen und nicht versuchen würde, sein Leben zu verlängern und zu erhalten, wenn er für seine Pflege und seinen Unterhalt nicht reichlich bezahlte. Er besaß eine hübsche Summe in Schweizer Franken, die zurzeit gegen die deutsche Mark hoch im Kurse standen. Er sagte, er habe sich damit für seine Reise in die Schweiz versorgt. Dieter wunderte es, daß der Russe so gut mit Geld versehen war, weil er wußte, daß Sublinoff als Schwerkranker aus Rußland gerettet worden war.

Endlich kam eine Antwort aus Genf, eine kurze amtliche Mitteilung, daß ein Fürst Dargilow und Familie sich nicht in Genf aufgehalten hätten. Eine ähnliche Antwort folgte von Zürich, Bern und später von Thun, aber aus Luzern traf ausführlichere Kunde ein. Dort hatten sich allerdings ein Fürst Dargilow mit Familie, sowie eine Frau Sublinoff während eines Teils des vergangenen Sommers und bis Ende des diesjährigen Winters aufgehalten, die erst im Hotel Schwan, dann in einer Privatwohnung gewohnt, doch im Frühjahr seien alle nach Deutschland abgereist. Diese Nachricht war eine Enttäuschung sowohl für Sublinoff wie auch für Dieter.

Dieter wäre nun doch nach der Schweiz gereist, um persönlich sich noch zu erkundigen. Die Dargilows hatten doch vermutlich eine möblierte Wohnung innegehabt,

und der Vermieter konnte vielleicht Auskunft geben, nach welcher Gegend Deutschlands der Fürst mit seiner Familie verzogen war. Als er mit Sublinoff darüber sprach, war dieser gleich dafür. Er wollte alles bezahlen, er wollte Dieter entschädigen, falls dieser durch seine Abwesenheit Verluste in der Praxis erlitt. Aber als Dieter schon alles für seine Abreise vorbereitet hatte, sich den Paß und die Einreiseerlaubnis in die Schweiz verschafft, erkrankte Sublinoff wieder so schwer, daß er ihn unmöglich gerade jetzt verlassen konnte.

Es hatte sich ein neuer Entzündungsherd gebildet, wieder trat hohes Fieber ein, Husten und bedrohlich schneller Kräfteverfall, und nun erkannte Sublinoff selbst, daß es schlimm um ihn stand, bat Dieter, ihn jetzt nicht zu verlassen.

„Sie sind der einzige Mensch, zu dem ich Vertrauen habe, Doktor," sagte er, „und der einzige, mit dem ich von Eva sprechen kann. Manchmal bilde ich mir ein, daß Sie Eva kennen, vielleicht, weil Sie immer so geduldig zuhören, wenn ich von ihr erzähle."

Dieter hatte Sublinoff verschwiegen, daß er Evas Jugendfreund war. Er wußte, der Mann war auf ihn eifersüchtig gewesen, hatte Eva um seinetwillen bedroht, er hatte gefürchtet, das Vertrauen des Kranken zu verlieren, wenn er ihm sagte, wer er war. Es konnte leicht sein, daß Sublinoff dann wieder von Eifersucht ergriffen wurde, von der Eifersucht des Kranken, der dem Tode entgegengeht, auf den Gesunden, der ihn überleben wird.

Eines Morgens, als das Fieber gesunken war, sagte Sublinoff, der sich sehr schwach fühlte, zu Schwester Sophie: „Schwester, sagen Sie mir die Wahrheit: werde ich sterben?"

„Wir müssen alle einmal sterben, Herr Oberst," erwiderte sie heiter.

„Natürlich," gab er mißmutig zu, „aber Sie wissen, was ich meine, Schwester: werde ich jetzt sterben? In einigen Tagen? In einer Woche vielleicht?"

„Ach, Sie haben eine so kräftige Natur, Herr Oberst, Sie werden gewiß auch diesen kleinen Rückfall überstehen," meinte sie freundlich.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich muß es bestimmt wissen, Schwester. Ich habe noch Bestimmungen zu treffen, ehe ich sterbe, aber ich will es nicht eher tun, ehe ich nicht bestimmt weiß, daß ich sterben muß."

„Wenn es das ist," sagte Schwester Sophie, „so sollten Sie damit nicht warten. Wer kann wissen, wann es Gott gefällt, ihn abzurufen? Sie sind krank, Herr Oberst. Sie waren vorher krank, wurden wieder gesund und Sie können auch diesmal wieder gesund werden, aber hat man Bestimmungen zu treffen, soll man es tun, solange man noch dazu fähig ist. Deshalb werden Sie um keine Minute früher sterben, Herr Oberst, im Gegenteil, Sie werden dann mit mehr Gemütsruhe der Genesung entgegensehen können."

„Ach, ich will aber nicht, daß jemand weiß, wenn — wenn ich dann noch weiterlebe," murmelte er.

Er sprach dann nicht mehr, lag mit offenen Augen und starrte vor sich hin. Auch als Dieter kam, nach ihm zu sehen, freundlich mit ihm sprach, gab er kaum Antwort. Aber danach wurde er unruhig, und ein plötzlich eintretender Anfall von Herzschwäche veranlaßte Schwester Sophie, Dieter zu benachrichtigen. Als dieser kam, hatte sich Sublinoff schon erholt, und in seinen Augen leuchtete es freudig auf, als er Dieter hereinkommen sah.

„Gut, daß Sie kommen, Doktor,“ flüsterte er. „Ich dachte schon, es würde mit mir vorbei sein, ehe ich ...“ Er brach ab, folgte mit dem Blick Schwester Sophie, die das Tropfglas mit Äther fortstellte. „Können Sie bei mir bleiben, Doktor?“ fragte er leise.

„Ja, ich werde bei Ihnen bleiben, während Schwester Sophie zu Mittag ißt.“

„Das ist gut,“ sagte Sublinoff und atmete erleichtert auf. „Ich möchte nicht allein sein, Doktor, ich habe früher nicht gewußt, was Angst ist, aber jetzt ... warum ergreift mich jetzt manchmal plötzlich Angst, und ich weiß doch nicht vor was? Ist das der Tod?“

„Nein, nein,“ beruhigte Dieter, „diese vermeintliche Todesangst wird nur durch den unregelmäßigen Gang des Herzens hervorgerufen, das geht vorüber.“

Sublinoff sah ihn mit weitgeöffneten, ängstlichen Augen an.

„Das geht vorüber ...“ murmelte er, und dann schüttelte er den Kopf: „Nein, ich verstehe, ich werde sterben, aber vorher muß ich noch ... aber erst wenn ich mit Ihnen allein bin, Doktor.“

Schwester Sophie ging, nachdem sie mit Dieter einen Blick gewechselt, leise hinaus, und kaum hatte die Türe sich hinter ihr geschlossen, fragte Sublinoff: „Sind wir hier ganz ungestört, Doktor? Kann niemand irgendwo horchen und hören, was ich sage?“

„Sie können unbesorgt sprechen,“ erwiderte Dieter. „Links ist das Zimmer der Schwester, die jetzt unten zu Mittag ißt, und das Zimmer rechts ist zurzeit unbewohnt.“

„Bitte, schließen Sie die Tür ab, damit wir nicht gestört werden,“ bat der Kranke, und Dieter vollführte seinen Wunsch; dann richtete er ihn ein wenig auf, stützte

seinen Rücken mit Kissen, und setzte sich wieder an das Bett. Er fühlte seinen Puls, der schwach, aber ruhig schlug.

„Ich muß Ihnen etwas anvertrauen, Doktor. Ihnen kann ich vertrauen," sagte Sublinoff, nachdem er eine Weile nachdenklich und traurig vor sich hin gesehen.

„Das können Sie," nickte Dieter.

„Wenn ich tot bin," begann Sublinoff mit schwacher, gebrochener Stimme, „dann werden die Behörden kommen und hier alles, was mir gehörte, für meine Erben in Verwahrung nehmen, nicht wahr?"

„Ja, das ist so, wenn die Erben nicht anwesend sind."

„Nun ja," fuhr Sublinoff fort, „sollen Sie alles nehmen, die Kleider und Stiefel und so, und das Geld wird für die Beerdigung reichen. Aber ich habe da noch etwas, Doktor, das sollen sie nicht haben, davon sollen sie nichts wissen, die Behörden. Ich hasse die Behörden, und ich traue ihnen nicht, nein. Vielleicht waren sie einmal ehrlich und unbestechlich in Deutschland, aber jetzt, die Sozi und Kommunisten und Gott weiß, wie diese halben Bolschewisten sich hier nennen, die jetzt auf den Beamtenstühlen sitzen — nein! Versprechen Sie mir — schwören Sie mir, Doktor, daß Sie es vor den Behörden verheimlichen werden!"

„Sobald ich weiß, was es ist, gern," sagte Dieter.

„Es gehört Eva. Nur ihr persönlich dürfen Sie es geben, und niemand soll etwas davon wissen!"

Sublinoff zog an einem Band, das er um den Hals trug, ein ledernes Säckchen heraus, wog es in der Hand.

„Da — hier — sehen Sie!"

Er öffnete das Säckchen und ließ den Inhalt auf die rote Seidendecke fallen. Ein Ausruf der Überraschung entfuhr Dieter: „Das sind ja ...!"

„Smaragden — ja!“ nickte Sublinoff, und wie gebannt hing sein Blick an den funkelnden grünen Steinen, über die seine zitternde Hand liebkosend streichelte.

Es waren das wunderbar leuchtende ungeschliffene Smaragden von eirunder Form, davon die meisten die Größe von Kaffeebohnen hatten, einige waren so groß wie reife Stachelbeeren und zwei wie kleine Walnüsse. Dieter erkannte, daß es Evas Smaragden waren, die ihr eigener Mann ihr geraubt.

„Siebzehn sind es noch,“ murmelte Sublinoff, raffte die Steine auf und ließ sie langsam, zählend, durch die Finger wieder auf die Decke fallen. „Einige mußte ich verkaufen,“ fügte er bedauernd hinzu. Dann blickte er auf und streckte Dieter seine magere, kalte Hand entgegen: „Jetzt geben Sie mir Ihr Wort, Doktor, daß Sie niemandem sagen werden, was Sie hier sehen und was ich Ihnen übergeben werde.“

„Mein Wort, Herr Oberst!“

Dieter ergriff mit seiner warmen, lebensvollen die kalte Hand des Kranken, sah ihm fest in die Augen, und Sublinoff nickte befriedigt.

„Gut, ich vertraue Ihnen. Das sind Smaragden, Doktor, sie haben einen großen Wert, und — und sie gehören meiner Frau. Ich habe sie, nun ja, ich nahm sie damals an mich, damit sie nicht gestohlen wurden, und ich wollte sie ihr wiedergeben. Bei Gott, das wollte ich, sobald ich sie fand! Ich dachte: Sie wird mir vergeben, wenn ich ihr die Steine wiederbringe.“

Er lehnte sich zurück und seufzte tief auf, faßte sich dann an die Brust.

„Aber mit mir ist es vorbei. Ich werde Eva nicht wiedersehen. Ich fühle es — da. Sie haben mich oft gedrückt, die Steine, und sie haben mir kein Glück ge-

bracht, nein — den Tod. Ich wollte sie nicht mit ins Feld nehmen, wo sie verlorengehen konnten, wenn ich fiel, wenn ich verwundet und gefangen wurde; darum ließ ich sie in Petersburg an einem sicheren Ort zurück. Als sie dort mit der Revolution anfingen, war ich noch an der Ostgrenze, und ich schloß mich den kaisertreuen Truppen, die sich im Süden sammelten, an. Wir dachten, der Unsinn würde nicht lange dauern. Aber als dann der Teufel Lenin an die Macht kam, fürchtete ich, daß die Smaragden in ihrem Versteck nicht mehr sicher waren. Mit einigen Freunden, die auch etwas retten wollten, wagte ich mich verkleidet nach Moskau und von da allein nach Petersburg. Es ging gut. Mit den Steinen in verborgener Tasche kam ich nach Moskau zurück, und wir wurden erkannt, verfolgt, mußten fliehen, dabei bekam ich zwei Schüsse durch die Brust. Die Freunde retteten mich, verbargen mich, bis sie mich aus Rußland hinausbringen konnten. Damals war Rußland von innen noch nicht so hermetisch abgeschlossen."

Er schwieg einige Zeit erschöpft, spielte mechanisch mit den Steinen, aber als Dieter ihn bat, sich nicht weiter mit Sprechen anzustrengen, schüttelte er den Kopf.

„Nein, nein, das schadet nichts, nicht mehr. Ich habe keine Zeit, zu warten."

Er raffte die Steine hastig zusammen, tat sie in das Säckchen und gab dieses mit abgewandtem Gesicht Dieter hin.

„Nehmen Sie! Verwahren Sie es! Sie werden tun, was ich nicht mehr kann."

Dann sah er Dieter, der zögernd das Säckchen mit den kostbaren Juwelen genommen, durchdringend an.

„Doktor, versprechen Sie mir — schwören Sie mir, daß Sie nicht ruhen werden, bis Sie Eva finden!"

„Ich verspreche es! Mein Ehrenwort setze ich dafür ein, Herr Oberst!" sagte Dieter.

„Und dann werden Sie ihr die Smaragden geben, die ihr gehören. Sie werden ihr sagen, daß ich es selbst tun wollte, aber nicht mehr konnte."

„Das werde ich! Ich verspreche es!"

„Gut. Und dann — dann sagen Sie ihr auch, daß ich nie aufgehört habe, sie zu lieben. Sie wird es nicht glauben, aber, bei Gott, es ist wahr! Wenn Sie ihr sagen, wie sehr ich mich sehnte, sie noch einmal zu sehen, wird sie vielleicht glauben, daß ich doch wenigstens nie ganz aufhörte, sie zu lieben. Wollen Sie das, Doktor?"

„Ja, das will ich!"

Beinah ängstlich fragend blickte Sublinoff zu ihm auf: „Und glauben Sie, daß sie mir vergeben wird, wenn ich ihr noch nach meinem Tod ihre Smaragden wiedergebe? Nur einige kleinere verkaufte ich."

„Sie wird Ihnen auf jeden Fall vergeben," sagte Dieter sehr bestimmt. „Sie ist Ihre Frau. Sie hat Sie sehr geliebt! Und Sie sagten doch selbst, daß sie ein Engel ist."

„Ja, das ist sie!" sagte Sublinoff, und dann fing er an zu klagen: „Ach, lieber Doktor, wie dumm ich doch war! Wahnsinnig war ich! Welchen Dummheiten lief ich nach, anstatt bei ihr zu sein, die mich so liebte. Und dann — ach, welcher Teufel trieb mich? — dann verließ ich sie, um mit der französischen Katze zu gehen . . . Nein, sie kann mir das nicht vergeben!"

Er fing nun an zu weinen, schluchzte, ein Hustenanfall kam, erschöpft und schweratmend sank er in die Kissen zurück, sah flehend zu Dieter auf, und dieser beugte sich zu ihm herab, ergriff beruhigend seine Hand, sagte wieder sehr bestimmt: „Sie wird Ihnen vergeben! Alles wird

Eva Ihnen vergeben, verlassen Sie sich darauf. Ich weiß, daß sie es tun wird."

„Wie können Sie wissen?" sagte der Kranke tonlos. Aber dann leuchtete es plötzlich auf in seinen mattgewordenen Augen: „Ach, lieber Doktor, wenn Sie mir in Evas Namen vergeben könnten, so wie der Priester dem Reuigen im Namen Gottes seine Sünden vergibt —?"

Seine beiden Hände umklammerten Dieters Hand, flehend blickten die großen Augen des Sterbenden zu ihm auf, der erschüttert stand, für einige Augenblicke zögerte, dann aber entschlossen sagte: „Ja, ich tue es! Der Arzt am Krankenbett ist einem Beichtvater gleich. Ich übernehme es, Gregor Kyrillowitsch, was Eva tun würde, wäre sie hier. Im Namen Evas vergebe ich Ihnen!"

„Danke," hauchte Sublinoff und wiederholte es in russischer Sprache, dann ließen seine Hände Dieters Hand los, er atmete befriedigt auf und schloß erschöpft die Augen. Dieter blieb neben dem Bett sitzen, wartete; der Kranke atmete ruhig, er schlief. Dann kam Schwester Sophie zurück, Dieter ließ sie ein, flüsterte ihr zu, daß der Patient eingeschlafen sei.

Als er gegen Abend nach ihm sah, war er wach, hatte etwas gegessen und ein Glas Portwein getrunken. Er sagte, er habe sehr gut geschlafen und fühle sich kräftiger.

„Passen Sie auf, Doktor, ich werde doch wieder gesund! Meine Bärennatur ist nicht totzukriegen," sagte er ganz hoffnungsvoll, und dann scherzte er: „Es kommt sehr oft vor, daß ein Sterbender nach Beichte und Absolution wieder gesund wird."

Aber in der Nacht starb er ganz plötzlich an einem Herzschlag. Als Schwester Sophie gegen Morgen an das

Bett trat, sich wundernd, daß er noch nicht gerufen hatte, lag er wie ein Schlafender, aber das Herz schlug nicht mehr.

Es war Herbst geworden. Unter den Gästen, die sich noch im Sanatorium Waldfrieden aufhielten, befanden sich keine schwer leidenden mehr, Dieter konnte sie seinem jungen Assistenzarzt anvertrauen. Er reiste in die Schweiz.

Er hatte jetzt nicht nur den Wunsch, Eva zu finden, sondern auch die Pflicht, seit er ihr Gregor Sublinoffs Vermächtnis übergeben mußte. Er sagte sich, daß Eva, als sie Terijoky flüchtend verließ, nur wenige Wertsachen hatte mitnehmen können. War Geld noch vorhanden gewesen, dann in Rubeln, die inzwischen völlig wertlos geworden, sie mußte also notwendigerweise mittellos sein. Es beruhigte ihn zwar der Gedanke, daß sie mit den Dargilows zusammen war, was ja durch die Mitteilung von Luzern aus bestätigt worden. Eva hatte stets mit Liebe von der Fürstin Lisa Dargilow gesprochen, diese ließ Eva gewiß nicht darben, solange sie selbst noch etwas hatte. Aber es war anzunehmen, daß die Dargilows ihr Vermögen verloren hatten, und die Sowjetregierung zahlte ganz gewiß keine Pension an die ehemaligen kaiserlichen Beamten; also waren auch sie verarmt, wenn der Fürst nicht einen Teil seines Vermögens im Ausland angelegt hatte, wie es manche reiche Russen nach der Revolution von 1905 getan.

Dieter reiste direkt nach Luzern, um von da aus Evas Spur aufzunehmen. Dort erfuhr er mit Bestimmtheit, daß sowohl Eva wie Mascha mit der Familie des Fürsten zusammen gewesen und auch mit ihr abgereist seien. Er suchte alle Leute auf, die mit den Dargilows in Berührung gekommen waren, zunächst den Vermieter der

möblierten Wohnung, die sie ein halbes Jahr innegehabt. Er versicherte, der Fürst habe die Absicht gehabt, nach Berlin zu gehen, wo er mit Verwandten zusammentreffen wollte. Er suchte die Geschäfte auf, deren Kunden Dargilow gewesen war, das Café, in dem Fürst Michael verkehrt hatte, und fragte die Kellner aus, endlich auch die Waschfrau, die für Dargilows gewaschen und sich Maschas noch sehr genau erinnerte. Die Folge war, daß er die sich widersprechendsten Auskünfte erhielt; jeder nannte eine andre Stadt in Deutschland, die Dargilows als neuen Aufenthaltsort erwählt haben sollten, der eine Dresden, der andre Köln, der dritte Baden-Baden, aber die Waschfrau versicherte, Mascha habe ihr erzählt, der Fürst wollte nach Paris gehen, wo ihm eine glänzende Stellung angeboten worden sei. Die Pässe waren jedenfalls nach Deutschland ausgestellt worden.

Dieter reiste nun nach Deutschland zurück und zunächst nach Berlin, weil ihm schien, als sei der Vermieter am besten unterrichtet gewesen. In Berlin war eine Familie Dargilow während des letzten Jahres bei der Fremdenpolizei nicht gemeldet worden. Er reiste nach Dresden, suchte in Köln, dann in Baden-Baden, erkundigte sich bei geflüchteten Russen, die sich in diesen Städten aufhielten, aber alles vergeblich. Zwischendurch war er genötigt gewesen, nach Bayern zurückzukehren, im Sanatorium nach dem Rechten zu sehen, und so verging der Winter.

Im Frühjahr verschaffte er sich Einreiseerlaubnis ins besetzte Gebiet und reiste nach Wiesbaden, wo, wie man ihm sagte, sehr viele Petersburger sich aufhalten sollten. Hier lernte er eine baltische Familie kennen, die ihm versicherte, Bekannte von ihnen wären in Baden-Baden mit dem Fürsten Dargilow zusammengetroffen. Er reiste

wieder nach Baden-Baden, aber es war wieder eine Enttäuschung, denn es handelte sich, wie sich herausstellte, um eine Namensverwechslung. In Baden-Baden erreichte ihn ein äußerst dringlicher Brief seines Assistenzarztes, im Sanatorium Waldfrieden war Revolution ausgebrochen. Die Wirtschafterin hatte sich mit dem Fräulein überworfen, das Dienstpersonal nahm Partei und stand sich in zwei feindlichen Lagern gegenüber; der junge Arzt wurde mit der ganzen Gesellschaft nicht fertig, und alles ging drunter und drüber. Dieter mußte schleunigst heimreisen.

Er entließ sowohl die Wirtschafterin wie das Fräulein; glücklicherweise war die Köchin tüchtig, und zurzeit befanden sich nur wenige Gäste im Sanatorium, die schon längere Zeit da waren und es nicht so genau nahmen. Er schaffte rasch Ordnung, aber er mußte sich vorläufig um die Wirtschaft selbst kümmern, die Beschaffung der Lebensmittel anordnen, die Bücher selbst führen, die Speisekarte aufstellen, wobei ihm Schwester Sophie half. Aber das ging auf die Dauer so nicht, besonders als neue Gäste eintrafen und so viele Anmeldungen neuer Gäste vorlagen, daß das Haus noch vor dem Beginn der neuen Saison voll zu werden versprach. Dazu wuchs seine Privatpraxis, es herrschte wieder Grippe in der Umgegend, und fortwährend mußte er in seinem Auto unterwegs sein.

Dieter sah ein, daß er durchaus eine Dame finden mußte, welche den inneren Betrieb des Sanatoriums selbständig zu leiten imstande war und auch zu repräsentieren verstand. Da erlassene Anzeigen zu nichts führten, begab er sich nach München und suchte ein großes Stellenvermittlungsbüro auf, das gerade derartige Stellungen vermittelte und ihn auch schon vorher, wenn auch nicht

befriedigend, bedient hatte. Die Stellenvermittlerin hatte verschiedene Damen, die einen derartigen Posten suchten, „auf Lager", aber Dieter fand an jeder dieser Damen einen Haken. Die eine war zu alt, die andre kränklich, eine war zu jung, eine wollte zwei Kinder mitbringen, eine verlangte, daß ihr kriegsinvalider Mann mitangestellt würde, und so weiter.

Als Dieter sich für keine von diesen entschließen konnte, sagte die Stellenvermittlerin: „Ich habe da noch was, wenn Herr Doktor nichts dagegen hätte, eine Ausländerin anzustellen. Die Dame hat zwar noch nie eine derartige Stellung bekleidet, aber sie ist eine ruhige, vornehme junge Frau, die Witwe eines russischen Offiziers, die zurzeit im Betrieb der Auslandshilfe beschäftigt ist, was aber natürlich sehr schlecht bezahlt wird. Ich würde der Dame gern zu einer guten Stellung verhelfen. Sie stellt allerdings eine Bedingung, doch ich meine, gerade bei Ihnen würde die Bedingung ganz annehmbar sein. Es ist nämlich ..."

In diesem Augenblick pochte es leise an die Türe, diese ging langsam auf, und herein schob sich eine behäbige Person in weitem Umschlagetuch. Aus dem Umschlagetuch sah ein breites, rotbackiges Gesicht mit runder Stumpfnase, und kleine graue Augen blinzelten gegen das Licht.

„Mascha!" schrie Dieter auf, stürzte auf sie zu und umarmte sie in der Freude seines Herzens, zum Erstaunen der Stellenvermittlerin, ohne alle Umstände.

„Mascha — wo ist Eva? Ist sie in München?"

Beinah entsetzt starrte Mascha ihn an. „Was — was — Sie, Dititschka — ist es denn möglich? — Also sind Sie nicht tot?"

„Nein, ich lebe!" gab Dieter lachend zur Antwort. „Aber wie geht es Eva? Ist sie hier? Ist sie gesund?"

„Ja — ja, das schon ..."

„Gott sei Dank! Und hier in München ist sie?"

„Nun ja, wo sonst? Schon fast ein Jahr sind wir hier."

„Und gerade in München habe ich nicht gesucht!" rief Dieter ganz verzweifelt aus.

Er war aber so außer sich vor Freude, daß er beinah auch die Stellenvermittlerin umarmte, als diese ihm erklärte, Eva sei eben die russische Dame, die sie ihm gerade als Hausdame zu empfehlen im Begriff gewesen, und die Bedingung, die sie noch nicht genannt, die, daß Mascha als Köchin oder Beschließerin angestellt werden sollte, wenn auch ohne Gehalt.

„Alle beide nehme ich!" rief Dieter. „Es ist gerade, was ich suche!"

Dieter ging mit Mascha. Das Stellenvermittlungsbüro befand sich in der Amalienstraße; Eva wohnte nicht weit davon in der Glückstraße. Unterwegs erzählte Mascha rasch: ja, sie waren bis zum Frühjahr vergangenen Jahres mit den Dargilows zusammen und mit ihnen aus der Schweiz nach Deutschland gekommen. Aber die Dargilows reisten dann nach Paris, und Eva wollte nicht mit, und so waren sie nach München gegangen, wo Eva durch zwei baltische Damen, die sie in Lindau, wo sie sich von Dargilows getrennt, zufällig kennengelernt, an die Vorstandsdamen der Auslandshilfe empfohlen worden war.

„Dort koche ich," berichtete Mascha, „und Eva ist beschäftigt, die Speisen in die Schüsseln zu verteilen, Brot zu schneiden und so. Ach, es ist sehr anstrengend für sie, und nur sehr wenig Geld bekommt sie dafür. Aber das Essen hat man doch umsonst dort, sonst wären wir längst verhungert."

Mehr konnte Mascha nicht erzählen, da waren sie schon in der Glückstraße angelangt, die hier den Verkehr zwischen der Türkenstraße und Ludwigstraße vermittelt. In einem düsteren Hause stiegen sie auf vertretener Holztreppe drei Stockwerk hoch, wo Mascha mit ihrem Schlüssel die Türe zu einem dunklen Wohnungsflur öffnete. Hier wartete Dieter, Mascha sollte Eva vorbereiten.

„Besuch bringe ich, Ewitschka," hörte er Mascha drinnen sagen. „Es wird dir eine große Freude sein, aber du darfst nicht erschrecken."

„Besuch — wer?" fragte Eva, und der Klang ihrer Stimme erregte ihn so, daß sein Herz wie rasend zu klopfen begann.

Dann stand er im Zimmer. Er wußte selbst kaum, wie er hineingekommen, er sah Eva, kein Wort konnte er sagen, nur ihr die Arme entgegenstrecken. Und dann lag sie an seiner Brust, ihr Kopf ruhte an seiner Schulter, sie weinten beide.

Dieter dachte: „So muß es sein, wenn man die Geliebte nach dem Tode im Himmel wiederfindet."

Aber das Zimmer, in dem er Eva gefunden, war weit davon entfernt, einem Paradiese zu gleichen. Es war ein mittelgroßes zweifenstriges Zimmer, mit einer dunkelgemusterten, verräucherten Tapete. Zwei einfache Betten standen darin, in einer Ecke ein verrußter Kochofen, zwischen den Fenstern ein kleines, recht schäliges Sofa, mit verblichenem grünem Rips überzogen, ein runder Tisch mit hübscher Decke und davor zwei gewöhnliche Holzstühle. Auf dem Tisch lag eine aufgeschlagene Briefmappe, darin ein angefangener Brief. Eva war eben dabei gewesen, an Lisa Dargilow zu schreiben.

Dann saßen sie Hand in Hand auf dem schiefen, kleinen

Sofa, Frage und Antwort wechselten zwischen ihnen. Er erzählte, wie sehr er sie gesucht, nachdem er in Terijoky erfahren, daß sie nach Deutschland geflohen sei, und zunächst nannte er Sublinoff nicht. Sie berichtete auf seine Fragen, was sie durchgemacht, seit sie sich zuletzt gesehen, und von Minjas Krankheit, ihrem Tod erzählte sie, weinte in der Erinnerung daran.

„Ich weiß nicht, wie es möglich war, daß ich damals am Leben blieb," sagte sie, „aber dann, auf der Flucht, im Schlitten zusammengedrängt und manchmal stundenlang zu Fuß durch nassen Schnee watend, habe ich Gott gedankt, daß er mein armes Kleines zu sich nahm. Wir haben gehungert, wir erfroren uns fast die Glieder, und dann regnete es, es war nichts mehr trocken an uns."

Sie hatten nicht nach Riga gekonnt, dort sich auszuruhen, wie sie beabsichtigt, weil auch Riga, wie die andern Städte von Estland und Livland, noch nicht von den Bolschewisten befreit gewesen. In Memel mußten sie bleiben, weil der Professor infolge der Reisestrapazen erkrankte. Er starb dort. Mit seiner armen Frau reisten sie dann weiter nach Berlin, wo sie Verwandte hatte. Hier war Eva mit Petersburgern zusammengetroffen, die ihr mitgeteilt, daß die Dargilows, von Portugal kommend, in der Schweiz geblieben seien und in Luzern wohnten. Sie hatte darauf an Lisa geschrieben, und diese, sofort antwortend, darauf bestanden, daß sie zu ihr kommen sollte, auch Reisegeld geschickt. Aber die Dargilows hatten selbst ihr Vermögen und ihr Einkommen verloren, nur das, was er zu seiner Bequemlichkeit auf dem Crédit Lyonnais deponiert, als er seinen Posten in Lissabon antrat, war ihnen geblieben. Er bemühte sich um eine Stellung in Paris. Die Schweiz wurde zu teuer; so zogen sie nach Lindau, wo es wegen der Valutadifferenz

sich billiger leben ließ. Als sie darauf nach Paris zogen, weil Michael wirklich die Stellung bekam, war Eva zurückgeblieben. Sie hatte nicht länger auf Kosten der Freunde leben wollen.

Mascha war fortgegangen und wiedergekommen, sie hatten nichts davon gemerkt. Mascha machte Feuer im Kochofen an, Wasser fing an zu kochen. Sie stellte einen Teller mit dem feinsten Gebäck, das sie bei dem besten Konditor in der Nähe geholt hatte, auf den Tisch, über den sie vorher ein gesticktes weißes Tischtuch gebreitet, Weißbrot und Butter, brachte Tassen und endlich eine dampfende Teekanne. Maschas Backen glänzten himbeerrot, und ihre Augen strahlten, als Eva und Dieter, die so ganz in ihr Gespräch vertieft gewesen, daß sie die Vorbereitungen nicht bemerkt, sich freudig überrascht zeigten. Nun tranken sie zusammen Tee, aßen von dem guten Gebäck, und Eva strich für Dieter Butter aufs Brot, wie einst in Terijoky.

Erst als sie die kleine Mahlzeit beendet, und nachdem er eine Zigarette geraucht, fing Dieter an zu erzählen. Ernst und schweigend hörte Eva zu, als er berichtete, wie er zu dem schwerkranken Sublinoff gerufen worden war und ihn in sein Sanatorium genommen hatte. Eva hatte fast mit Bestimmtheit angenommen, daß Gregor gefallen oder im Beginn der Revolution umgekommen war, weil sie nach dem Krieg nicht die geringste Nachricht von ihm erhalten hatte. Es erschütterte sie sehr, als Dieter von Gregors Reue sprach und erzählte, wie sehr er sich danach gesehnt, sie noch zu sehen und ihre Vergebung zu erbitten. Sie war damals schon in München, ihm so nah.

„Ach, wenn ich geahnt hätte,“ sagte sie, und ihre Augen standen voll Tränen, „wenn ich nur geahnt hätte, ich wäre gekommen und hätte ihm alles von ganzem Herzen vergeben.“

„Ich tat es für dich," sagte Dieter. „In deinem Namen vergab ich ihm, weil ich wußte, daß du es tun würdest. Es beruhigte ihn sehr, friedlich ist er entschlafen."

„Danke! Danke!" flüsterte Eva und drückte seine Hand.

Aber als nun Dieter von dem Vermächtnis erzählte, das Gregor ihm für sie anvertraut, Evas Smaragden, weinte sie und konnte sich lange nicht beruhigen. Vergebens kämpfte sie gegen den Gedanken an, daß nicht dringende Notwendigkeit Gregor veranlaßt hatte, die Smaragden aus dem Schmuck brechen zu lassen; ohne diese entschuldigende Notwendigkeit hatte er sie ihr geraubt. Aber sie wollte nicht, daß noch Bitterkeit gegen ihn in ihrem Herzen zurückblieb. Er hatte bereut, und wohl gerade der Gedanke an die geraubten Smaragden hatte seine Reue geweckt und ihn gepeinigt, als er krank lag und den Tod nahen fühlte. Nein, versöhnt wollte sie an ihn denken, dem Dieter in ihrem Namen vergeben hatte.

Es machte Dieter einige Mühe, Eva zu überreden, unverzüglich zu ihm ins Sanatorium Waldfrieden zu ziehen. Sie fürchtete, der ihr dort harrenden Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Zuerst nutzte es nichts, daß er versicherte, sie sei gerade das, was er brauche, und Mascha würde eine unbezahlbare Kraft sein. Endlich meinte sie: „Wenn du nun doch nicht mit meinen Leistungen zufrieden bist, wird es so schwierig sein für dich, mich fortzuschicken."

„Dich fortschicken?" rief er ganz entsetzt aus. „Niemals! Nein, lieber schicke ich alle Patienten fort und gebe die ganze Geschichte auf. Glaubst du denn, Eva, daß ich dich je wieder von mir lasse, nachdem ich dich so lange gesucht? Nachdem ich dich endlich gefunden — Eva!"

Er breitete ihr dabei die Arme entgegen, und nur Sekunden zögerte sie, dann sank sie an seine Brust und schlang

die Arme um seinen Hals. Und so ganz geborgen fühlte sie sich an seinem treuschlagenden Herzen, daß kein andrer Wunsch mehr in ihr sich regte, als sich nie wieder von ihm zu trennen.

„Eva, bist du mein — endlich mein?" flüsterte er, sie auf die Stirn küssend und sanft ihr Haar streichelnd. Sie antwortete nicht, schmiegte sich nur fester an ihn. Da wußte er, daß er sie behalten durfte.

Es war im Herbst des gleichen Jahres, als in der protestantischen Kirche in Tölz Dieter sich mit Eva trauen ließ. Nur wenige wohnten der kleinen Feier bei, der die nüchterne standesamtliche Zeremonie vorangegangen war. Eine Hochzeitsreise machten sie nicht. Eva war so viel umhergeirrt, hatte sich so lange heimatlos gefühlt, daß sie die erste Zeit ihres neuen Glücks im eigenen trauten Heim zu verbringen wünschte.

Es war nicht ein stürmisches und berauschendes, dabei trügerisches Glück, wie sie es im Beginn ihrer Ehe mit Gregor empfunden und um das sie von Anbeginn gebangt. Es war ein ruhiges, sicheres Glück, das sie nun in Händen hielt. Dieses Glück war wie echte Juwelen mit still strahlendem Glanz, nicht falsches grünes Glas, mit dem Gregor sie betrogen.

Wieder ein Jahr später stand Eva in strahlender Herbstsonne auf dem Balkon vor ihrem Zimmer im „Waldfrieden" und hielt ein strampelndes Bübchen im Arm. Es war ein dickes, rosiges Kindchen mit einem Köpfchen voll goldiger Locken, und leuchtende Blauaugen lachten aus dem runden Gesichtchen.

Dieter kam heraus, trat neben die junge Mutter und neigte sich über sein Kind.

„Weißt du, Eva," sagte er, „ich meine, genau so wie der Bub da muß das Kindchen ausgesehen haben, das einst an einem Ostersonntag Papachen und Mamachen Malvers auf die Schwelle gelegt wurde."

Es blieb nicht das einzige. Ein Brüderchen noch und ein Schwesterchen folgten und mehrten das Glück im „Waldfrieden". Sie waren Brüderchen und Schwesterchen der kleinen Minja, di: fern im hohen Norden unter dem blumenreichen Rasen Finnlands schlief.

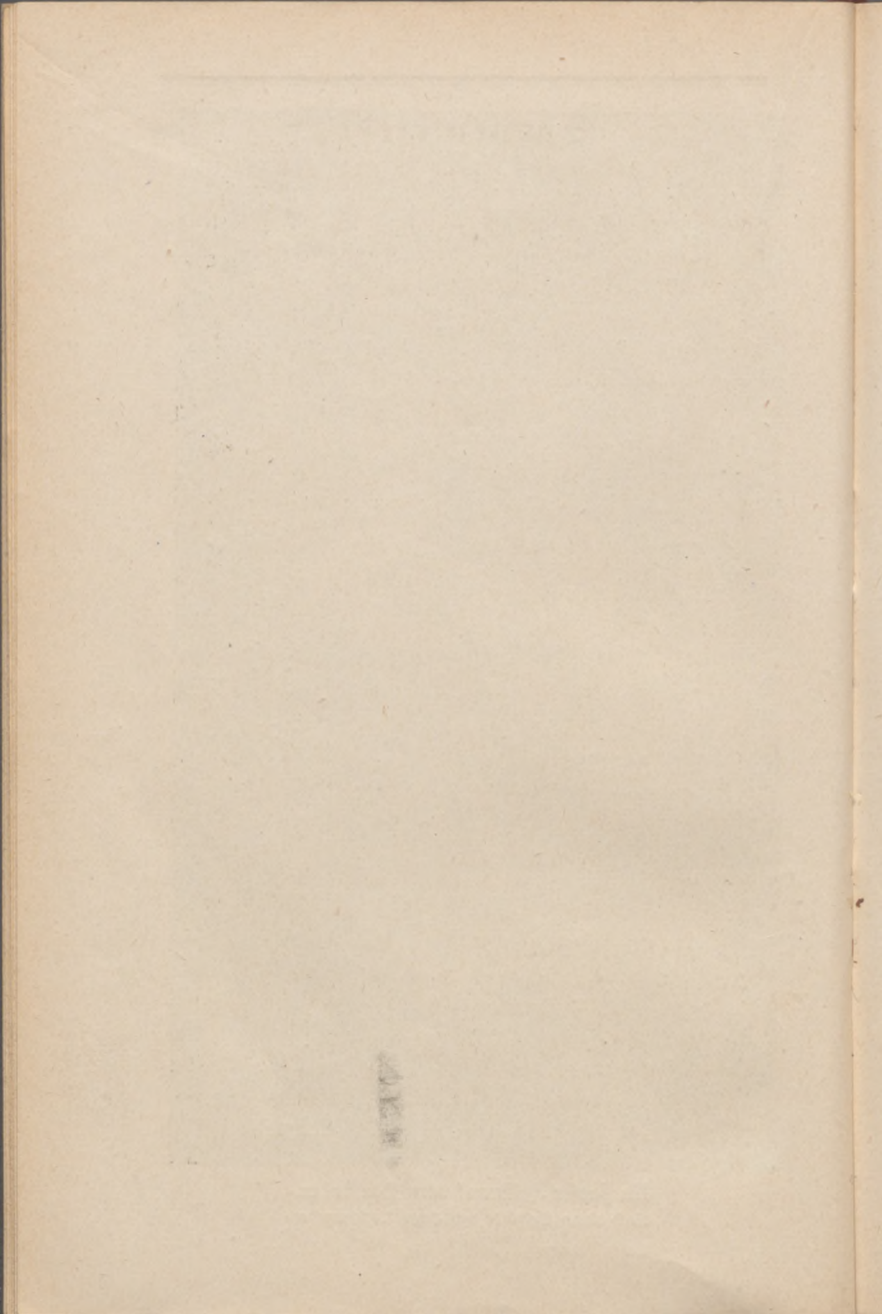
Bilderrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.



Ein starker Heiltrank vom Dorfbader.
Nach einem Gemälde von Hugo Kotschenreiter.



Sonnenfriede

Erzählung von Fritz Sänger

Der große Geist, der jede Nacht über die Frühlingserde geht, hatte soeben seine Millionen Kinder gesegnet. An den Bäumen dufteten Blüten, Vögel sangen, und die Erde atmete junge Kraft. In allen Winkeln blühte und lebte es, und in ehrfurchtvoller Stille kam der neue Tag aus dem oberen Rheintal im Osten und zog über die Berge und Hügel des südlichen Abfalles des Schwarzwaldes.

Durch diese Blütenpracht schritt ein junges Menschenkind, es ging leicht daher und blieb doch ab und zu stehen und holte tief Atem, als wenn es eine schwere Last trüge.

Es kam die Straße vom Dorf her, und an der Stelle, wo sich vom Hügel, auf dem das Mädchen ging, ein freier Blick in die Berge im Norden und in das Flußtal im Westen bot, blieb es stehen und sah sinnend um sich. Langsam beugte es den Kopf zurück, und einmal schüttelte es den ganzen Körper, als wenn es etwas von sich abwerfen wollte. Als es nach einer Weile weiterging, da hob es die Füße schneller und schritt frischer aus.

Kaum zwanzig Meter von dem Hügel stand unter einem blühenden Birnbaum eine einfach zusammengezimmerte Bank, dort setzte sich das Mädchen nieder und sah erstaunt in diese schöne Welt hinein.

Da fragte jemand: „Glaubst du das, Friede?"

Das Mädchen wandte sich um und sah einen Maulwurffänger, einen „Schermäuser", und sagte: „Guten Morgen, Schermäuser."

Der Mann stand hinter der Bank unter dem Baum, hielt einen blühenden Zweig in der Hand, sah ihn an, als ob er nie so etwas gesehen hätte, und fragte nochmals: „Glaubst du das wirklich, Friede?"

„Was meint Ihr, Schermäuser?“

„An das, was ich da in der Hand hab'. Schau, vor kaum zwei Wochen war das ein dunkles, kahles Reislein, und da war ein kleines Köpflein, und schau, jetzt sind Blätter und Blüten draus geworden. Glaubst du das?“

„Aber Schermäuser, so alt seid Ihr, habt das schon oft gesehn, und jetzt wollt Ihr's nicht glauben?“

„Himmel, ist die Jugend naseweis! Was weißt denn du, das ist doch ein Wunder! Das geht so wenig mit rechten Dingen zu, wie's mit rechten Dingen zugeht, daß du da sitzt.“

Das Mädchen errötete und sah vor sich auf die Erde. Der Alte kam mit seinem Zweig zur Bank, setzte sich, füllte seine Pfeife, holte einen Feuerstein aus der Tasche, legte Zunder darauf und schlug mit einem Stahl Funken. Der Zunder glimmte; er legte ihn auf den Tabak in der Pfeife und brachte sie in Brand. Dann fragte er: „Wohin willst denn du?“

Das Mädchen ward verlegen, warf aber doch den Kopf zurück und sagte: „Ich gehe in die ...“

Da legte der Alte seine Hand auf ihren Arm: „Noch ist die Sonne nit aufgangen, da darf man nit lügen.“

„Wer sagt, daß ich lügen will?“

„Dein Gesicht. Wo du hinwillst, es ist mir gleich. Aber Maidli, es kann doch recht sein.“

„Was kann recht sein?“

„Das, was du tun willst. Weißt d', manchmal kommt man auf einem Umweg besser weiter, als wenn man gradaus geht. Ja, 's ist schon so, Maidli. Aber lügen brauchst du nit; wenn man so brav ist wie du, braucht man nit zu lügen. Weil du noch dableiben willst, will ich gehn; einmal kann ich's vielleicht abtragen.“

„Schermäuser, was redet Ihr daher? Was wollt Ihr abtragen?"

„Daß ich dich hab' so oft sehn dürfen. Nein, du bist nit das schönste Maidli überm Berg, 's gibt schönere, und ich bin über das Alter hinaus, wo man nachts nit gut schläft, wenn im Wald der Kuckuck schreit, aber gut bist du zu mir g'wes'n, und wenn ich in den Laden kommen bin, hab' ich jedsmal Freud' an dir g'habt! Aus ist's! Ist auch so recht. B'hüt dich Gott, du verdienst's! B'hüt dich Gott!"

Er stand auf, nahm den Weidenkorb, in dem sein Werkzeug zum Maulwurffangen lag, über die Schulter und ging langsam weiter.

Das Mädchen sah ihm sinnend nach.

Der Schermäuser ging auf die nächste Matte zu und stellte seine Fallen.

Bald kam der erste Wagen daher; zwei Kühe zogen ihn. Ein Pflug, eine Egge und ein voller Sack ragten über die schrägstehenden Bretter hinaus.

„Grüß Gott, Friede! Da bleibt das Wetter heut gut, wenn du so früh auf dem Weg bist. Wo willst denn hin?"

Ein alter buckliger Mann rief das Mädchen so an. Sie kannten es alle. Seit einem Jahre hatte Friede unten im Hußtal in einem Laden allerlei Waren verkauft. Die Leute aus sieben Dörfern kannten sie alle. Aber keiner wußte, woher sie gekommen war.

Friede fragte: „Glaubt Ihr das im Ernst?"

Der Alte rief im Vorbeifahren: „Freilich. Und daß ich dir heut zuerst begegnet bin, das ist ein gutes Zeichen, das wird volle Ähren geben, wo ich heut säe."

Friede blieb nicht viel Zeit, darüber nachzusinnen, was der Alte gesagt hatte, denn hinter ihm kam schon wieder einer daher. Es war Besel, ein reicher Bauer, der aller-

dings nicht danach aussah. Seine Hosen waren mit so viel Flicken besetzt, daß man vom eigentlichen Stoff fast nichts mehr sah. Die Mütze, die er trug, konnte ebensogut ein alter Strumpf wie ein Stück von einem Kuhkummet sein. Das alles wäre Friede gleichgültig gewesen, aber die Art, in der er mit ihr redete, gefiel ihr nicht.

Besel ließ seine Ochsen halten und kam heran.

„Ein guter Wind geht heut. Bist auch schon unterwegs? Die Schrauben, die ich gestern kaufte, muß ich wieder umtauschen."

„Das könnt Ihr!"

Lauernd fragte der Bauer: „Heut wollt' ich's tun. Bist wieder da bis Abend?"

„Das weiß ich nicht gewiß!"

Besel dachte: „Der Wind geht ja besser, als ich meinte." Nun wollte er ein wenig auf den Busch klopfen.

„Ein miserabl's Fuhrwerk ist's, mit solchen Ochsen. Dein Vater hat wohl Pferde?"

Bis dahin hatte Friede mit keinem Menschen über ihre Herkunft geredet, aber nun sagte sie: „Nein! Der hat keine Pferde, auch keine Kuh, nicht einmal eine Geiß."

Friede drehte eine Wiesenblume in der Hand, jemand anders hätte den Wink wohl verstanden. Besel verstand ihn, aber er dachte: „So leicht geb' ich's nicht auf."

„Freilich, mit einem Auto fährt man besser," sagte er.

„Das glaub' ich auch, aber dazu ist mein Vater zu altmodisch."

„Er könnt' sich wohl eins kaufen?"

„Warum nicht!"

Besel merkte, daß sich der Wind gedreht hatte, ging zu seinem Gespann, wünschte gute Reise und fuhr weiter. Unterwegs grübelte er weiter. Wenn er herausbringen könnte, ob sie reich war, wäre sie ihm für seinen Frieder

recht gewesen, wenn sie vielleicht auch nicht mit dem Rechen umgehen konnte, das Zeug zu einer tüchtigen Frau steckte doch in ihr. Aber Geld, ja, darum drehte sich's: Ob sie Geld besaß? Das war die große Frage. Nun wollte sie fort, und da mußte der Augenblick genützt werden. Als Besel das überdachte, war er so weit von Friede weg, daß sie ihn und sein Fuhrwerk nimmer sehen konnte. Er band die Ochsen an einen Baum und ging auf einem Fußweg, so schnell es ihm mit seinen kurzen Beinen möglich war, ins Dorf zurück. Wie er vor seinem Buben stand, stieß er ihn mit dem Daumen an, deutete in die Richtung, von wo er kam, und sagte: „Wenn du kein Esel bist, mach' dich auf die Socken, die Friede ist unterwegs, sie sitzt auf der Bank bei der großen Pappel. Besinn dich nicht, die Gelegenheit gibt's nicht jeden Tag!"

Der junge Besel regte sich gern, wenn ein Geschäft zu machen war, und so faßte auch er das Heiraten auf. Er nahm eine Hacke über die Schulter und ging nach der Bank bei der großen Pappel.

Inzwischen hatte Friede zwei alte Weiblein miteinander plaudern hören, die sie nicht sahen. Über den Krieg hatten die geredet. Die eine meinte, er wäre ausgebrochen, weil die Leute so viel Weißbrot gegessen hätten. Früher wär's keinem Menschen eingefallen, im Dorf am Sonntag Weißbrot zu holen, nur an Ostern und Pfingsten hätte man sich das erlaubt; jetzt gäb's aber Leute, die jeden Sonntag zum Frühkaffee Weißbrot verzehrt hätten. Und weil das so sei und allein am Krieg schuld wäre, hätte der Herrgott die Menschheit auch gerade zuerst am Brot seine Macht fühlen lassen.

Das andere Weiblein meinte, daß der Krieg gekommen wäre, weil die Leute nicht mehr selber spinnen und aller-

hand Zeug aus der Stadt auf dem Leib trügen. Leise sagte sie zur andern: „Der Stolper, der ist g'fallen, das hab' ich mir gleich dacht. Meine Buben, die haben nur Unterzeug, das ich gesponnen hab', und noch nit einem von den dreien ist was geschehen."

Eine Weile redeten sie noch über sträflichen Hochmut und Überheblichkeit, trennten sich und gingen ihrer Arbeit nach.

Kaum waren sie fort, da kreiste ein Flieger hoch oben, und bald hörte man dumpfe Kanonenschüsse der Geschütze am Rhein und sah die weißen Wölkchen platzender Schrapnelle.

Friede war aufgestanden. Sie setzte sich nicht wieder und stand eine Weile an der Wegkreuzung, wo die Straße über den Berg ins Rheintal führte. Dort wohnte in einem alten, kleinen Städtchen Friedes Vater; eine andere Straße über hügeliges Gelände führte in Dörfer, die längs des Rheins sich hinzogen. Dort konnte Friede Arbeit finden, wenn sie wollte, denn Arbeit gab es jetzt überall, wenn man zufassen wollte. Die andere Straße führte zurück in das Flußtal, wo das Dorf lag, in dem Friede ein Jahr lang gearbeitet hatte und am Morgen ohne Abschied gegangen war.

Dort wartete man auf sie, suchte sie vielleicht und hätte es gern gesehen, wenn sie wiedergekommen wäre. Aber sie war Karl Lambert ausgewichen und bangte, daß er sie auch hier suchen könnte.

Rasch wandte sie sich dem andern Weg zu, der in die Berge und in den Schwarzwald hineinführte, dort konnte sie den ganzen Sommer hindurch verborgen leben. Am besten wohl auf einem Bauernhof, der irgendwo abgeschieden vom Verkehr in einem fernen Tälchen lag. Da wollte sie Arbeit suchen.

Sie trat auf die Erhöhung am Wege, sah sich nochmals nach allen Seiten um und blieb dann stehen, die Blicke nach dem Tal gerichtet, aus dem sie kam. Den Flieger über sich hatte sie vergessen, er schwebte jetzt weiter draußen über dem Rheintal, und nur, wenn man besonders hinhörte, vernahm man noch ein feines Surren. Da — ein scharfer kurzer Knall! Das Mädchen fuhr auf, man kannte das in der Gegend; eine Fliegerbombe war gefallen. Erst vor drei Tagen hatte ein Bombensplitter ein Kind auf dem Arm der Mutter getötet, eines von den Kindern, die Friede besonders ins Herz geschlossen hatte, das nachts nicht schlafen wollte, wenn seine Mutter nicht sagte: „Friede schläft auch schon."

Nun fiel es Friede ein, daß auch in ihrem Heimatstädtchen eines Tages Bomben abgeworfen werden konnten, und sie wandte sich nach dem Weg, der dahin führte; als sie dazu entschlossen war, sah sie im Geist das frohe Gesicht des alten Vaters.

Jetzt kam es ihr auf einmal selbstverständlich vor, daß sie heim wollte. Sie ging rasch, sah nicht mehr um und hörte nicht, daß noch eine zweite Bombe fiel. Sie wanderte der aufgehenden Sonne entgegen und dachte daran, wie sich der Vater freuen würde, wenn sie so unverhofft heimkam.

Männer, Mädchen und Frauen waren an ihr vorüber ins Feld gegangen; alle hatten einander gegrüßt, wo sie sich trafen; alle gingen langsam, alle hatten auch dem Schermäuser, der immer noch in der Nähe der Wegkreuzung auf einer Matte werkte, etwas zugerufen, und er hatte immer Antwort gegeben.

Ein junger Mann in feldgrauer Uniform kam des Weges. Er hinkte und mußte sich auf einen Stock stützen, den er in der linken Hand trug; die Rechte hing in einer

Schlinge. Offensichtlich wußte er nicht recht, wohin er gehen sollte, blieb ab und zu stehen und schaute sich um. Als er den alten Maulwurffänger bemerkte, ging er zu ihm und bot ihm einen guten Morgen.

„Grüß Gott," sagte der Alte, sah aber dabei nicht auf, „'s hot en g'schnellt!"

Er zog einen Maulwurf, der in die Schlinge gegangen war, aus der weichen Erde. Dem Soldaten war der Alte fremd.

„Ein schöner Tag heut!" sagte er.

Der Schermäuser sah nicht auf und rutschte auf den Knien zum nächsten Maulwurfhaufen. Dort zog er bald einen andern Maulwurf in der Schlinge heraus und sagte wieder: „'s hot en g'schnellt!"

Er nahm den Maulwurf aus der Schlinge und legte ihn in den Weidenkorb zu einem halben Dutzend anderer.

„Was macht Ihr mit den Schermäusen?"

Der Alte sah auch jetzt nicht auf, antwortete aber: „In' Rhein werf' ich's, daß sie kein Fuchs frißt!"

„Warum soll sie kein Fuchs fressen?"

„Wenn der Fuchs Scheren hat zum Fressen, dann frißt er keine Hasen, und die soll er fressen!"

„Warum soll denn der Fuchs grad Hasen fressen?"

„Warum? Das ist doch einfach!" Der Alte nahm die Pfeife aus dem Mund, beobachtete aber immer noch die Maulwurfshaufen. „Wenn der Fuchs Hasen frißt, dann kann kein Mensch Hasenfelle verkaufen. Und dann kommen weniger Hasenfelle zu den Hutmachern, nachher gibt's weniger neue Seidenhüt' oder Filzhüt', und auch weniger alte, und dann können die Leute sie nicht als Vogelschüch'n auf Stecken hängen, und das ist mir recht, denn das kann ich nicht leiden!"

Der Soldat lachte.

„Daran hab' ich allerdings nicht gedacht. Aber wißt Ihr was, Schermäuser?"

„Was soll ich denn noch wissen?"

„Die wenigsten Hüt' werden heutzutag aus Hasenfellen gemacht; was Ihr sagt, stimmt also nicht!"

Jetzt sah der Alte den Soldaten an und fragte: „Was? Wer sagt denn das?"

„Die Bauern tragen doch schon lang keine Seidenhüt' mehr, und Filzhüt' macht man heute nimmer aus Hasenhaaren, dazu nehmen sie Wolle oder sonst haariges Zeug."

„Ist das wahr?"

„Fragt doch einen Hutmacher. 's ist so."

Der Alte knurrte. „Die ganze Welt is voll Schwindel, jetzt glaub' ich an nix mehr. Gut ist's, daß ich das gehört hab'; nun brauch' ich meine Mäus' nicht mehr an den Rhein tragen!"

Der Soldat fragte: „Schermäuser, ist heut früh schon jemand hier durchgekommen?"

„Jo, der alte Besel!"

„Wer noch?"

„Die alt' Trin'."

„Wer sonst?"

„Der alt' Rötzle."

„Das ist mir alles einerlei. Ein junges Mädchen mein' ich, habt' Ihr das nicht da vorbeigehn sehen?"

„Habt ihr Soldaten nix G'scheiters zu tun, als schon vor Sonnenaufgang den Maidli nachzustreichen?"

„Kümmert Euch um Eure Mäus' und sagt mir, ob ein Mädchen vorbeigegangen ist oder nicht?"

„Ich acht' auf meine Mäus'; ich weiß nix."

„Das müßt Ihr doch wissen!"

„Mäus' fangen muß ich, sonst nix, ich kümmer' mich sonst um nix."

Der Soldat stampfte ärgerlich mit dem gesunden Bein den Boden.

Der Schermäuser sagte: „Scheucht mir meine Mäus' nit fort, sonst fang' ich keine."

„Sagt mir, ob Ihr die Friede gesehen habt. Ihr kennt sie doch!"

„Könnt' schon sein. Aber seit ich Schermäuser bin, kümmer' ich mich um kein Maidli nimmer!"

Der Soldat brummte unfreundlich und ging weiter.

Der Schermäuser biß auf das Pfeifenmundstück, lachte in sich hinein und schaute nach seinen Fallen.

Als der Soldat an der Stelle stand, wo die drei Wege sich kreuzten, sah er nacheinander in jede Richtung. Dann ging er zurück und setzte sich auf die Bank bei der Pappel.

Das schöne Stückchen Welt, das man von da aus liegen sah, schien nicht erheiternd auf ihn zu wirken; er sah finster aus und schaute gerade vor sich hin auf die Erde. Er sah und hörte auf nichts. So kam es, daß er erschrak, als ein Bauernbursche ihn fragte: „Wissen Sie, wo das Mädchen hin ist, das vorhin hier gesessen hat?"

„Ich heiße Lambert, Karl Lambert," sagte er und stand auf.

Das hagere Gesicht des Burschen umspielte ein pfiffiges Lächeln. Der kleine Kopf, der zwischen breiten Schultern saß, senkte sich noch mehr in den Körper hinein.

„Ich heiß' Besel, aber was ich mein', das ist, ob das blonde Maidli, das, wie ich mein', vorhin dagesessen ist, fort ist und wohin."

Der Soldat hatte sich wieder gesetzt. Ohne Umstände setzte sich nun auch der Bursche auf die Bank.

„Was für ein Maidli meinen Sie?" fragte der Soldat.

„Man heißt sie die Sonnenfriede, ich weiß nicht, ob Sie die kennen."

„Sonnenfriede“, so hatte Karl Lambert das Mädchen genannt. Er hatte den Namen nie ohne eine gewisse Ehrfurcht ausgesprochen und hörte nun, daß er so alltäglich schien wie irgend ein Vorname. Das ärgerte ihn.

Ehe er antworten konnte, sagte der Bursch: „Da gewesen ist sie, aber wo wird sie hin sein? Weit gewiß noch nicht, aber wo sie hin sein mag, möcht' ich wissen.“

Karl Lambert stand auf, sprach kein Wort und ging weg. Er schaute nicht mehr um, blieb nicht mehr stehen und ging auf dem Weg weiter, der in die Berge führte.

Das junge Mädchen war flink gewandert. Nur einmal, als die Sonne über die Bergzacken der fernen Schweizer Alpen aufstieg, war sie stehen geblieben, bis die ganze blühende Welt im Sonnenglanz lag. Dann war sie rasch weitergegangen. Sie grüßte alle Leute, die aufs Feld gingen, und plauderte mit Kindern, die ihr in den Dörfern im Rheintal begegneten. Ringsum standen Bäume in voller Blüte, die Wiesen dufteten, der Rhein floß still dahin, und stetig gingen die Menschen an ihr Tagwerk. Friede schritt anfangs gleichmäßig weiter; erst als sie zwischen den Bäumen die Spitzen der alten Tortürme sah, ging sie rascher.

Vor dem Tor standen ein paar Häuser, aber da wohnten Leute, die so früh noch nicht auf waren. Friede ging vorüber durch den engen Eingang und stand nun in der Hauptstraße des alten Städtchens, in dem alles noch so aussah wie vor zweihundert Jahren. Von einem Tor konnte man zum andern schauen; auf beiden Seiten standen Häuser und Häuslein, jedes anders gestrichen, keines dem andern an Größe gleich. Da es außer der Hauptstraße nur noch wenige Seitengassen gab, spielte sich das Leben meist hier ab.

Auf Fremde wirkt so ein altes Städtchen wie die Erinnerung an eine Erzählung der Großmutter, die damit begann: „Es war einmal ...“ Gern möchten sie an verschiedenen Ecken eine Weile ruhig stehen bleiben und schauen. Aber Friede schaute nach einer bestimmten Richtung, nach dem väterlichen Haus. Sie sah den Laden, in dem es Eisenwaren, Küchengeschirr, Gartenmöbel, Ackergeräte und vieles andere gab. Um diese Stunde stand sonst schon alles, was die Leute, die durch die Straße gingen, besonders anziehen sollte, vor dem Laden. Ein weißgestrichenes Gartentischchen und Stühle, Schaufeln, Rechen, Hacken und Äxte lehnten sonst an der Wand. Jetzt war vor dem Hause alles leer.

Friede hörte nicht, wie ihr der alte Runger aus dem Fenster ein paar freundliche Worte zurief, sie bemerkte auch nicht, daß da und dort erstaunte Leute sie betrachteten. Sie schritt auf das Elternhaus zu. Als sie so nahe gekommen war, daß sie die Schaufenster und alles, was dahinter ausgestellt war, gut erkannte, hoben sich ihre Füße immer langsamer.

Viele Stunden hatte sie sich auf diesen Augenblick gefreut; seit sie fort gewesen war, hatte sie oft an ihr Zimmerchen gedacht, in stiller Nacht darüber gesonnen, wie es sein würde, wenn sie wieder heim käme. Und nun empfand sie eine dumpfe, unheimliche Angst.

Langsam öffnete sie leise die Tür und trat scheu und verwirrt in das Vaterhaus. Am Ladentisch blieb sie stehen wie ein armes Bettelkind; als eine Türe ging, erschrak sie.

Da kam der Vater herein. Mit einem Blick faßte sie: irgend etwas Ungeheures war geschehen, was sie gefürchtet hatte. Jetzt mußte es geschehen sein.

Der mittelgroße, starke, breite Mann, ruhig und sicher in seinem Wesen, einfach in Gesichtsausdruck und Rede,

der sonst so kernig und gesund ausgesehen, war sichtlich ermüdet. Er trug eine Schürze, und Friede sah, daß er eben von der Arbeit kam.

Unter der Tür stehen bleibend, sagte er: „So, du bist's?"

Friede ging um den Ladentisch herum und gab ihm die Hand: „Grüß Gott, Vater!"

„Grüß dich Gott, Friede, wo kommst denn her? Warum bist fort?"

„Das will ich dir später sagen. Mir scheint, daß jetzt noch andres zu bereden ist."

„Das könnt' wohl sein," sagte der Vater.

Friede schaute ihm ins Gesicht; er stand verlegen vor ihr und wandte sich ein wenig ab. Friede faßte seine Arme, sie wollte haben, daß er sich ihr zuwandte. Er kehrte sich scheu ab.

Da fragte Friede beklommen: „Vater, was ist geschehen? Vater, sag' mir, was ist's?"

Er schaute sie nicht an, sagte aber ruhig: „Es ist um Adolf. Er ist ..."

„Mein Bruder, was ist mit Adolf, ist er verwundet?"

„Gefallen!"

Friedes Arme sanken herab. Leise sagte sie: „Gott steh' seiner armen Frau, der Liesel, bei!"

Eine Weile blieb es still. Dann sagte der Vater: „Das will sie nicht!"

„Was will sie nicht?"

„Sie will nicht, daß ihr jemand beisteht. Auch nicht Gott."

Friede erschrak.

„Sie ist fertig mit dem Leben. Sie hat gar nichts mehr, das sie aufrichten könnte."

„Aber ihr blieb doch das liebe Kind."

„‚Ein Kind, das keinen Vater mehr hat,‘ meint sie, ‚ist das größte Unglück.‘“

„Vater, soll ich gleich zu ihr gehen?“

„Ja, das ist recht. Geh nur.“

„Darf ich bei ihr bleiben, wenn's mir gut scheint, oder darf ich sie ins Haus bringen, wenn es so besser wäre?“

„Du darfst alles tun, wenn du ihr helfen kannst.“

„Dann will ich gleich zu ihr gehen. Gegen Abend komm' ich wieder.“

Friede schritt langsam durch eine der engen Gassen und kam an die Stadtmauer, wo ein kleines freundliches Haus stand, woran sich ein großer ummauerter Garten anschloß, der sich durch die Stadtmauer hindurch hinauszog über den alten Wallgraben.

Die Fensterläden waren verschlossen; die Türe aber nur angelehnt. Ehe Friede eintrat, sah sie von der Steintreppe über den Zaun weg in den Garten. Der lag trostlos da. Von allem, was jetzt getan sein mußte, war nichts geschehen. Griff man da nicht rasch ein, so gab der Garten keinen Ertrag.

Sie ging leise hinein, klopfte an eine Stubentür und bekam keine Antwort.

Sie klopfte nochmals. Da sie keinen Laut hörte, öffnete sie.

Draußen in Hof und Garten schien die Sonne voll auf die Frühlingserde. Drinnen aber war es so dunkel, daß Friede zunächst nichts recht unterscheiden konnte. Da kam eine Frauengestalt auf sie zu, bot ihr die Hand und sagte leise: „Willkommen, Friede!“

Das war wohl Liesel, die Witwe des Bruders, aber es war nur der Schatten von ihr, die Hand war schlaff und der Händedruck kraftlos. Friede trug dies Gesicht in Erinnerung als ein gesundes, frohes Mädchenantlitz,

sie hatte ein Stüblein im Gedächtnis mitgetragen als einen Ort der Freude, des heiteren Lebens. Da empfand sie Ruhe und Frieden, ein Glück, das alle Sorgen, jedes Leid von der Seele bannte, und nun preßte sich ihr das Herz zusammen voll Weh über so viel Elend.

Friede schloß die Schwägerin in die Arme, zog sie an sich und neigte ihr Gesicht auf die braunen, vollen Haare. So standen sie lange beisammen. Als Friede Liesel losließ, sah sie ihr eine Weile in die trostlos traurigen Augen.

„Wie geht's deinem Kind?"

„Gar nicht gut, es hat seinen Vater verloren," sagte die junge Frau so leise, als wenn es die Wände nicht hören dürften.

„Zeig' mir dein Kind, Liesel!"

„Es wird wohl schlafen!"

„Zeig' es mir, Liesel, ich möcht' es so gern sehen."

Liesel ging nach der Rückwand des Zimmers, wo die Wiege stand.

Friede trat ans Fenster. Ehe sie öffnete, fragte sie: „Darf ich den Laden aufmachen?"

„Ja."

Die Mutter nahm das Kind aus der Wiege.

Als sie es Friede brachte, schlug es seine hellen Äuglein auf und griff mit den Händen nach Friede, die sich über das kleine Gesichtchen beugte, dabei lächelte es froh.

„Es schaut so glücklich in die Welt, dein Kind. Freust du dich nicht darüber?"

„Ach, es weiß ja noch nichts von dem Unglück, das über uns gekommen ist. Ich muß immer daran denken, wie es sein wird, wenn es das Elend einmal begreift; davor fürchte ich mich."

Die Mutter wandte sich ab und preßte die Hände vors Gesicht.

Friede setzte sich auf einen Stuhl am Fenster. Das Kind sah hinaus; auf einem Baum, der seine Zweige bis fast zum Haus her streckte, sang eine Amsel. In der Ferne rauschte ein Bach, der durch eine tiefe Schlucht in den Rhein stürzte. Sonst hörte man nichts als ganz leise das Weinen der Mutter.

Als sie sich wieder dem Kinde zuwandte, gab es ihr Friede auf den Arm.

„Ich hab' eine große, große Bitte an dich! Du darfst mir aber nicht bös sein, Liesel!"

„Ich bin keinem Menschen mehr bös."

Das klang weh und matt, aber Friede ging auf den Ton nicht ein.

„Ich möchte so gern arbeiten in deinem Garten."

„Oh, das hat doch alles gar keinen Sinn mehr!"

„Weißt, ich bin so lange nicht in einem Garten gewesen, der unsre ist mir zu klein; laß mich in deinem Garten arbeiten, nur ein paar Tage, bis ich ein paarmal recht müd' geworden bin und wieder ruhig schlafen kann."

„Wenn dir's nur darum zu tun ist, dann hab' ich nichts dagegen."

„Das ist lieb von dir! Ich darf doch gleich anfangen?"

„Du kannst alles tun, was und wie du willst, es ist alles gleich und hat keinen Sinn mehr!" sagte die Mutter müde, trug ihr Kind in die Wiege zurück, wo es sich still in sein Bettlein legen ließ, als ob es fühlte, wie die Mutter litt.

Da Liesel von dem Kind nicht mehr aufsah, ging Friede leise aus dem Zimmer.

Draußen blieb sie stehen, dachte eine Weile nach und ging dann langsam die Treppe hinunter. Sie wußte, wo

die Gartengeräte waren, suchte heraus, was ihr in die Hände paßte, und fing an, im Garten zu arbeiten.

Erst ging es schwer, aber bald drang der Spaten immer tiefer in die weiche Gartenerde, fröhlich sangen ein paar Vögel, und von der Stadtmauer, am Rand des Gartens, sah eine Katze zu. Friede bemerkte, daß oben der Laden wieder geschlossen war. Das hätte sie traurig stimmen können, aber die Arbeit ließ kein trübes Sinnen in ihr aufkommen.

Während Friede stetig schaffte, ahnte sie nicht, daß Liesel oben hinter dem Laden stand und durch den Spalt sah. Befremdet und erstaunt schaute sie zu, wie da unten im Garten, wo sie und ihr Mann gearbeitet hatten, ein gesundes fleißiges Wesen tätig war, dem alles leicht von der Hand ging, und daß vielleicht aus diesem Tun etwas wuchs, indes in ihr alles tot und erloschen war, was sie einst mit dem Leben verbunden.

Um diese Zeit saß der junge Besel in einem Wirtshaus. Er war Friede beharrlich nachgegangen, hatte gesehen, wie sie durch den Laden ins Haus getreten war, und saß nun da und trank einen Schoppen. Er war sparsam wie der alte Besel, aber bei besonderen Anlässen kam es ihm auf ein Stück Geld mehr oder weniger nicht an.

Er plauderte mit der Wirtin und bemerkte so nebenbei, er hätte einen Freund, der die Eisen- und Werkzeughandlung hier im Städtchen kaufen möchte.

Die Wirtin fragte: „Ja wär' denn die feil!"

„Um gutes Geld ist alles feil!"

„Nein, Mann, das ist wohl nicht so. Dem Schopfer ist das Haus nicht feil, der sitzt da so gut, daß man ihn

nicht mit Goldfüchsen wegbringen könnt', und wenn's noch so viel wären."

Besel rückte näher: „Ich hab' gehört, er soll nicht so gut sitzen, er hätte für eine Bürgschaft einstehn müssen, die ..."

„Ah was! Der Schopfer hält sieben Bürgschaften aus, und jetzt ist seine Friede wieder da. Da müßt Ihr Euch wo anders umsehen, hier ist nichts zu machen."

Mehr wollte Besel nicht wissen. Da es mit seinem künftigen Schwiegervater so gut stand, bestellte er einen Ring Rauchwurst und einen zweiten Schoppen dazu.

Es schmeckte ihm gut. Der weite Weg, der hinter ihm lag, und die gute Aussicht, die er vor sich sah, würzten ihm Speise und Trank. Er saß da und schmunzelte wie einer, der das große Los schon in der Tasche hat.

Er forschte dann noch weiter über die Verwandtschaft Schopfers und erfuhr vom Gärtner an der Stadtmauer, daß der Sohn gefallen sei. Nun wollte er sich auch da noch umsehen, und kam so an die Gartenmauer, hinter der Friede mit dem Spaten die Erde umstach.

Besel war selber ein tüchtiger Arbeiter, und wenn er sah, wie jemand ein Werkzeug anfaßte, wußte er gleich, was von einem zu erwarten war.

„Die ist recht," dachte er, „die schafft mir für zwei Mägde." Befriedigt ging er weiter. Heute war ja doch nicht der rechte Tag, mehr zu wagen. Er kaufte noch ein Paket Drahtstifte und schätzte den Vater Friedes als einen Mann, mit dem man wohl ein Wort reden konnte, wenn es darauf ankam.

Vor der Abenddämmerung war er schon wieder auf dem Heimweg.

Friede arbeitete weiter, bis es fast Nacht war. Einmal hatte Liesel gefragt, ob sie nicht aufhören

wolle. Sie müsse doch schon recht müde sein, aber Friede ging nicht darauf ein. Was sie einmal angefangen habe, wolle sie auch fertigmachen.

Sie mußte aber für diesmal aufhören, ehe es so weit war. Sie ging noch einmal hinauf in die kleine Wohnstube. Liesel war nicht da, und das Kind schlief in der Wiege. Friede küßte es auf die Stirn und schlich hinaus.

Während Friede daheim war, schlich draußen um die Türe der fremde Soldat Karl Lambert. Am Nachmittag hatte er sich auf einem falschen Weg müde gelaufen, wollte aber doch noch bis zum Abend im Heimatstädtchen des Mädchens sein, das er nicht vergessen konnte. Schon vor dem Tor hatte er gehört, die Friede sei am Nachmittag heimgekehrt. Er ging weiter. Die Straßen waren dunkel, da wegen der Fliegerbombengefahr kein Licht im Freien leuchten durfte. Vor dem Haus stehend, sah er oben die Helle aus der Stube dringen, in der das Mädchen sein mußte, das er liebte. Eine Weile stand er vor den vier Stufen am Hauseingang. Aber er kam nur die eine von den vieren hinauf, dann konnte er nicht weiter.

Er besann sich, daß er vor einem halben Jahr, den Kameraden voran, fast zur selben Stunde in ein Haus gegangen war, aus dem aus Fenstern und Dachluken Gewehrläufe Kugeln hinausspien. Er stieg eine Stufe höher und blieb abermals stehen. Ihm war eingefallen, daß sie heute wahrscheinlich wegen ihm ihre Stelle verlassen hatte. Rasch trat er die beiden Stufen hinunter und ging langsam durch das Städtchen zum andern Tor hinaus und langsam weiter den Weg hinunter an den Rhein.

Am andern Morgen stand Friede früh auf und arbeitete daheim. Nach sechs Uhr ging sie hinüber in das Haus

an der Stadtmauer, sah gar nicht nach Liesel, suchte die Geräte, mit denen sie arbeiten wollte, und ging in den Garten.

Fast zur gleichen Zeit hatte der Schlossermeister Schmelzer Feuer gemacht und Eisen in die Esse gest'ckt. Er hämmerte eben aus einem Stück Stabeisen eine Türangel, da kam jemand zu ihm. Das geschah oft, und er schaute gar nicht von der Arbeit auf. Als das Eisen erkaltete, trat er vom Amboß weg und sah sich um, schien seinen Augen nicht recht trauen zu wollen, schob die Brille auf die Stirn und bot beide Hände dem Fremden.

„Willkommen, Karl! Wie kommst denn du daher? Verwundet bist?"

„Grüß Gott, Meister! Ich hab' mir das Wiedersehn anders gedacht, aber 's ist auch so gut."

„Am Bein und am Arm bist verwundet, das ist genug auf einmal."

„Drum hat man das alles doppelt, und das ist vernünftig. Die Nase kann's einen nur einmal kosten."

„So ist's recht! Nur den Humor nicht verlieren."

„Oh, den hab' ich schon lang nimmer und manches andre dazu, was man weniger gern verliert. Wie geht es Euch, Meister?"

„So schlecht und so gut, wie's einem gehn kann."

Schmelzer nahm einen Hammer und pochte mit dem Stiel an die Decke über sich. Gleich hörte man rufen: „He?"

„Ein Kirschwässerle bring' herunter! Der Lambert-Karl ist da!"

Meister Schmelzer nahm das Eisen aus dem Feuer, schob es seitlich auf die Esse und legte dem Gast die Hand auf die Schulter: „Jetzt mußt mir aber weidlich erzählen; komm in den Garten."

Sie gingen zum runden Tisch, der unter einem Flieder-
baum stand. Die Lene brachte Kirschwasser und zwei
Gläser, grüßte den ehemaligen Lehrbuben Schmelzers
und ging wieder an die Arbeit.

Nach dem ersten Schluck fragte der Meister: „Wo
kommst du denn so früh schon her?"

„Vom Rhein."

„Was?"

„Ja, vom Rhein. Im schönsten weichen Gras hab' ich
geschlafen; und jetzt einen Kirsch, und ringsum blüht
alles — Meister, wenn's mir nicht so hundsmiserabel zu-
mut wär', ich tät' mir einbilden, ich wär' ein russischer
Großfürst, siebenhundert Meilen hinter der Front."

„Ja, geht's denn dir so gar miserabel?"

„Wie man's nimmt! Kann ich bei Euch arbeiten?"

„Arbeiten? Was kannst denn du arbeiten?"

„Meint Ihr, ich hätt' mein Handwerk verlernt? Ich
weiß wohl, ich könnt' höchstens den Blasbalg ziehen, wie
in der ersten Zeit als Lehrbub, aber das ist wohl keine
Arbeit für mein Alter."

„Ach was! Du hast's weiter gebracht als ich. Recht
ist's und gut so, und ich hab' mich immer gefreut, wenn
ich gehört hab', daß du weitergekommen bist. Und dann
sagt' ich mir, wenn du heil aus dem Krieg wiederkommst,
sollst du nicht auf den alten Schlappen deinen Weg weiter-
gehen, du paßt am End' auch in beßre Schuhe."

Karl Lambert ließ seinen Kopf sinken. Eine Weile blieb
es still. Dann sagte er: „Meister, wißt Ihr, wann ich
am glücklichsten war?"

„Nein."

„Als ich da arbeiten konnte, war mir's am wohlsten."

„Das hab' ich allerdings nicht gewußt."

„Ja, ja! Handwerk, die blaue Seligkeit und das blonde

Himmelreich! So ein Narr, wie ich war, ist wohl kaum in Eurer Werkstatt gestanden. Prost, Meister!"

Sie stießen an. Karl leerte sein Glas, stand auf und bot Schmelzer die Hand.

„Willst du schon wieder fort?"

„Ja. So wird's wohl am klügsten sein."

„Du hast mir ja noch gar nichts erzählt! Nein, so geht das nicht." Er goß ein. „Noch einen Schluck. Dann mußt du erzählen, wie du zu den Denkzetteln kamst."

„Ein andermal. Wenn ich nur wieder an die Front könnt'. Lebt wohl, Meister, und nichts für ungut!"

Schmelzer putzte gemächlich seine Brille.

„Du mußt schon noch ein wenig Geduld haben, ich will dich noch mal recht anschaun, wer weiß, wann wir wieder zusammenkommen."

Karl brannte die Unruhe; er drängte fort.

„Wo willst denn hin so früh?"

„Wo's Kieselstein' regnet!"

„Möchtest du nicht bevor mit der blauen Seligkeit und dem blonden Himmelreich vernünftig reden?"

Lambert schaute den alten Mann an, fragend, forschend. Jetzt wußte er, daß er gegen seine Absicht den Sinn der Worte verstanden und recht gedeutet hatte. Da er aber nie einem andern Menschen seine innersten Gefühle offenbart hatte, wußte er nicht, was er antworten sollte.

Der Meister aber sprach gemütlich weiter: „Ich hab' jemand hinter der Färbe arbeiten sehn, ganz allein. Und ich mein', ein paar klare Worte schaden nichts. Tu, was du willst!"

Trotz regte sich in dem jungen Mann, er drehte sich um und sagte: „Lebt wohl, Meister!"

So rasch es gehen wollte, humpelte er fort.

Wäre es mit dem Laufen wie vordem gegangen, so hätte der Trotz vorgehalten bis vor die Stadtmauern. So aber, wo er öfter stehen bleiben mußte, besann er sich unterwegs und bog nun doch zur Färbe an der Stadtmauer ein.

Wenn er so fortging, konnte man glauben, er wäre feig, das wollte er nicht so hinnehmen. Ein paar klare Worte, und wenn es die letzten sein sollten, konnten heilsame Klarheit schaffen. Das dachte er, als er schon an einer Gartentür stand.

Er sah Friede, die arbeitete und auf nichts achtete. Das kannte er an ihr; aber alles, was er im Augenblick sah, schien ihm wundersam neu. Wie die Morgensonne um ihre hellen, goldenen Flechten spielte! Sie trug einen Zopf, der einfach zusammengeflochten und um den Kopf gelegt war, und er empfand, daß sich ihr ganzes Wesen in jedem Spatenstich, den sie tat, in jeder noch so geringen Bewegung zeigte.

Da war aller Trotz wie weggeweht, was er sagen wollte, vergessen. Er blieb stehen und sann, was er tun sollte.

Er trat näher, aber ganz langsam. Noch war er nicht bei ihr, da bemerkte sie ihn.

Heiße Röte flog über ihr Gesicht; nun stand sie mit geradeaus gerichtetem Blick vor ihm.

„Grüß dich Gott, Friede!"

„Grüß Gott!"

Verlegen wie ein Knabe stand er da und wagte nichts zu sagen oder zu tun, was ihr unangenehm sein konnte, und doch mochte er nicht mehr zurück.

„Ich wollte nur ein wenig mit dir reden!"

„Karl, ich hab' dir schon alles . . ."

Da sie stockte, sagte er: „Ja, du hast mir genug gesagt,

aber mir ist's so, als hätt' ich's am End' nicht richtig verstanden."

Die Abweisung gab ihm Sicherheit. Da sie schwieg und ruhig dastand, sprach er weiter: „Weißt, Friede, wenn man so in der Welt steht, wie ich jetzt, dann muß man sich so nach und nach an Bescheidenheit gewöhnen, und am End' einen andern lassen, wofür man acht Jahre ... Also sag's mir noch mal. Aber hör' mich zuerst an!"

„Karl, deine Worte tun mir weh. Weißt du denn nicht, wie schwer es mir war ..."

Sie schwieg wieder und sah zu Boden.

Er stand eine Weile still. Dann sagte er: „Friede, sag ... daß ich wieder gehn soll. Sag's, Friede, oder heb' nur die Hand. Ich ... ich geh' dann schon."

„Bleib!" sagte sie leise.

Karl schaute sich im Garten um. Bäume trugen die ersten jungen Blätter, überall sah er Blüten. Nirgends konnten Lauscher oder Zuschauer sein, nur das Gärtnerhaus stand offen gegen den Garten, aber auch dort waren alle Fensterläden zu. Doch auch das bot ihm nicht Sicherheit genug. Niemand durfte Friede so sehen, wie sie vor ihm stand. In einer Ecke, unter einem alten Baum sah er einen Tisch mit einer Gartenbank.

„Friede, wenn du wolltest, mir wäre es lieb, wenn du mit mir dort ein wenig sitzen möchtest."

Sie nickte. Er ging voran bis in den schmalen Gartenweg, dann ließ er sie vortreten, und beide saßen sich bald gegenüber an einer Stelle, wo sie nichts mehr vor sich sahen als Garten und Himmel.

Still war es ringsum, und von dem Mädchen strömte wieder der seltsame Zauber der Ruhe aus. Er hatte alles bedacht, was er sagen wollte, und es drängte ihn nun gar nicht, auch nur ein Wort davon über die Lippen zu

bringen. Früher hatte er gemeint, daß es nur in ihrem Haus, wo sie seit dem Tod der Mutter alles still geleitet, so bezwingend ruhig war, und er fühlte, daß es irgend ein Bann war, der sich auf ihn legte, sowie er sich dort niederließ, und jetzt war das hier ebenso. Er sinnierte aber nicht lange; einfach und schlicht erzählte er: „Ich bin dir Dank schuldig. Denke an nichts, was ich sonst gesagt hab', denk' daran, was ich jetzt sage, es dauert wahrscheinlich lang', bis wir uns wiedersehen. Und ich bin dir viel Dank schuldig. Das wirst du nie begreifen, denn du kannst dir wohl nicht vorstellen, was in meinem absonderlichen Kopf vorgeht. Da gerät alles manchmal wild durcheinander, ich weiß dann nimmer, was recht und unrecht ist, unten oder oben, vor oder hinter mir. Wer so ist, der muß irgendwo etwas suchen, wonach er sich richten kann. So tat ich's in allem, was ich treiben wollte, und daß nichts böses dabei herausgekommen, dafür bin ich dir Dank schuldig. Aber so einen Stern, nach dem man sich richtet, sollte man nicht begehren. Daß ich mir alle kleinen Freuden versagte, daß ich lebte wie ein Bettler, so ärmlich, wo ich doch meinen guten Lohn bekam, daß ich, als ich endlich von meinem ersparten Geld ein Technikum besuchen konnte, arbeitete von früh bis nachts und oft genug die Nächte hindurch, das ist gut gewesen für mich, und es war schön. Ich sah ja immer vor mir, was ich erreichen wollte, und das war noch schöner. Ohne den Stern über mir wär' ich vielleicht den breiten Weg gegangen. Ich hätte in der Werkstatt meine Pflicht getan und die freie Zeit im Wirtshaus verbracht, wäre mit einem Mädel zum Tanz aufgezogen ... und einmal wär' ich als armseliger Mensch aus solchem Treiben erwacht. Davor hast du allein mich bewahrt!"

„Das hab' ich nie gewollt und gewußt."

„Das glaub' ich dir! Aber du bist doch eben ein Menschenkind, das anders, ganz anders ist wie andere. Durch dich bin ich geworden, was ich bin, und nur ein Menschenkind wie du konnte mir das alles sein."

„Nur ich?" fragte Friede und sah in den Garten hinaus.

Er verstand, was sie meinte.

„Du hast an Else gedacht?"

„Ja!"

„Gut, daß du ja sagst. Darüber wollt' ich noch mit dir reden. Als ich sie kennenlernte, hingen noch die Werkstattschlacken an mir; besonders außerhalb. Aber durch sie oder in der Zeit lernte ich begreifen, daß es nicht einerlei ist, ob man so oder so durch die Straßen geht, den Löffel so oder anders in die Hände nimmt, und daß im Leben Kleinigkeiten so wichtig sind, wie große Gedanken und Ideen. Und weil mir die Einsicht neu war, überschätzte ich sie. Ob ich darum oder ob ich aus einem andern Grund Else mit dir verwechselte, kann ich nicht sagen. Aber ich hab's getan. Und danach folgte alles andere natürlich, oder besser gesagt unnatürlich, alles bis zur Verlobung mit ihr. Ich war in diesen Monaten nie recht zu klaren Gedanken gekommen, bis ich dich wiedersah! Dich! Dann fiel alles zusammen, wie weggeblasen."

Sie wollte sprechen, aber er redete weiter. Seine Stimme klang fest und klar, wie immer, wenn es ihm tiefster Ernst war.

„Es war gut so! Auch dafür bin ich dir Dank schuldig. Daß unsere Beziehungen schon damals so weit waren, daß sie Else unlösbar schienen, ist nicht meine Schuld gewesen, wenn darin überhaupt etwas von Schuld lag.

Nun sag' mir, ist es darum, daß du mit mir brechen wolltest, ist es nur deshalb gewesen?"

Er sah Friede an. Eine Unruhe, die selten in diesen Zügen war, huschte darüber und bewegte ihn unmittelbar.

„Friede! Man sollte nie zum Richter über die Handlungen eines Nebenmenschen werden, wenn man die Gründe seines Tuns weder erfassen noch begreifen kann. Friede, ich will doch über das Mädchen, das einmal meine Braut gewesen ist, nichts sagen, was dieses Mädchen herabsetzen könnte, auch nicht vor dir. Sie ist brav und gut, und sie mag alles noch sonst sein, was man an Menschen schätzt, aber es gäbe ein großes Unglück, wenn sie je meine Frau würde. Friede! Es liegt ja gar nicht in deiner Art, Richter und noch weniger Rächer zu sein."

„Das will ich auch nicht."

„Aber du bist es doch! Ach, was ist denn nun aber noch an mir! Was ich konnte, lag in dieser Rechten, die zerschossen in der Binde liegt, es war ins Gehirn eingepflügt, da lebt es noch, aber was nützt es, wenn die Hand nicht mehr fähig ist, zu zeichnen. Ich lebte in dem schönen Wahn, daß für uns beide ein großes Glück warte. Den kannst du mir nicht wiedergeben! Oh, das wäre gut gewesen. Aber du kannst es nicht, ich weiß, daß du's nicht kannst, selbst wenn du's wolltest. Und ich glaube, du willst es nicht! Was braucht dir an mir zu liegen? Wenn ich das auch nie begreifen kann, sag' mir's doch, wie wenig dir an mir zu liegen braucht, vielleicht finde ich mich dann eher in alles, was ich noch tragen muß."

Er preßte die linke Hand heftig an die Stirn.

Da legte sie beide Hände weich auf den Verband seiner Rechten und sagte mit abgewandtem Gesicht: „Wenn du wüßtest, wie weh und wie unrecht du mir tust!"

„So sag' es, Friede! Bitte, sag' es. Irgend etwas ist zwischen uns! Sag' mir, was es ist."

Leise sprach sie: „Ja."

„Was es auch sein mag, Friede, ich will es hinnehmen, sprich!"

Sie zog ihre Hände weg, ließ sie auf den Tisch gleiten und den Kopf daraufsinken: „Ich kann nicht!"

Er stand langsam auf und ging, so gut es gehen mochte, still vom Tisch weg und aus dem Garten.

Daß Friede noch lange am Tisch saß und bitter weinte, wußte er nicht. Nur ein Gedanke wühlte in seinem Herzen: er hatte sie verloren — verloren — — verloren.

Indes saß, ein paar Stunden entfernt, der alte Besel an einem Wiesenrand und dachte über die Zukunft nach. Halblaut redete er vor sich hin: „Da müssen wir schon auf alles gut achtgeben, denn diesmal gilt's. Reich ist sie, schaffen kann sie für zwei und essen tut sie nur für eine. Gut ist's, daß der Lackel zum erstenmal begriffen hat, was hinter so einem Mädel steckt!"

Lange dachte er noch nach und schien immer zufriedener mit sich und der Welt. Einmal schob er eine Zeitlang den Daumen der rechten Hand über Zeige- und Mittelfinger hin und her. Ein andermal fuhr er mit den Händen, die Handflächen nach unten, beide Arme gestreckt, langsam durch die Luft. Dann faßte er grinsend gleichsam Luft auf und steckte sie in die Taschen, so lang, bis ihm beide Taschen voll zu sein schienen, dann hielt er sie sorglich zu. Besel lächelte zufrieden und schlampte gemächlich weiter.

Zum oberflächlichen Einschätzen des Wertes seines Besitzes hatte der alte Besel zwei Stunden gebraucht und

war in bester Laune, denn er hatte herausgebracht, daß dort von langem Holz genug stand, das nur die besten Kenner hoch genug bewerten. Die gute Stimmung gab ihm einen höheren Schwung, und er entschloß sich, noch am gleichen Vormittag ins Städtchen zu wandern, wo Friede wohnte.

Gegen Mittag trat er in den Eisenladen ein. Ehe Schopfer kam, hatte Besel ausgerechnet, wieviel da an Geldeswert auf Gestellen und in Schränken, an den Wänden und an der Decke hing und lag. Er hätte gern mit Schopfer geplaudert, aber der zeigte sich wenig geneigt, mit dem fremden Mann zu sprechen. Besel war indes nie verlegen, wenn er ein Geschäft anbahnen wollte. Er ging ins Nebenhaus, obwohl er nicht ahnte, wer da wohnen könnte. Ein Dienstmädchen öffnete ihm, und er setzte durch, daß er bald einer älteren Frau gegenübersaß.

Diesmal war er aus der Spreu ins goldene Korn gefallen. Die alte Frau plauderte gern, und zwar mit jedem, der zuhören wollte.

Vom Dachboden bis zum letzten Mausloch im Keller lernte Besel das Haus Schopfers und nicht weniger gründlich seine Verhältnisse kennen. Alles schien außerordentlich verlockend. Auch was er über das Mädchen erfuhr, gehörte zum Besten, was man von einem Mädchen hören kann. Daß sie einmal ein Angebinde mit einem nicht eben begüterten Mechaniker gehabt, war dem Besel recht, denn solche Mädchen binden auch ein andermal leichter an, dachte er im stillen.

Frau Klettchen fand Gefallen an Besels Gesellschaft, wiewohl ihre guten Formen, auf die sie nicht wenig stolz war, ihm gegenüber wenig zur Geltung kamen. Als kluger Mensch erkannte er ihre schwächsten Seiten sofort

und hoffte, sie auszunützen. Er versprach ihr französische Zeitungen, gab vor, es wäre schwer, sie nach Deutschland zu bringen, aber sein Sohn werde das schon fertigbringen. Er kam dahinter, daß Frau Klettchen den Grund, auf dem Schopfers Werkstätte stand, ihm nur vermietet hatte, allerdings auf fünfundzwanzig Jahre, aber durch Kauf werde ja jeder Mietvertrag aufgehoben. Hier setzte Besels Schlauheit ein. Ehe er das Haus verließ, war sein Plan fertig.

Im Städtchen erkundigte er sich noch über alles mögliche, vermied aber, sich das Haus und den Garten, wo Friede war, anzusehen. Vor dem Mädchen und seinen hellen Augen empfand er dumpf einen gewissen Respekt, der ihn fernhielt, bis alles andere gut und sicher eingefädelt war. Gegen Mittag wanderte Besel zum Tor hinaus, langsam und selbstzufrieden, denn er witterte ein gutes Geschäft.

Friede saß lange an dem Tisch; lange noch, als Karl Lambert schon draußen einen Weg ging, von dem er weder Ziel noch Ende kannte. Während sie noch saß und ihre verweinten Augen mit beiden Händen bedeckt hielt, hörte sie, daß jemand im Garten war. Schnell trocknete sie sich das Gesicht, und langsam wandte sie ihren Blick dahin, woher das Geräusch kam.

Es kam von dort, wo sie vorher gearbeitet hatte. Liesel warf mit dem Spaten die Erde um. Friede wagte es erst fast nicht zu glauben, aber es war die Schwägerin. Das Kind saß in einem Weidenkorb, wenige Schritte von der Mutter, und spielte mit einer Blume; Liesel arbeitete tüchtig, stach tief ein und hob die Schollen kräftig aus.

Das sah Friede eine Weile an. Da kam eine große Freude über sie. Rasch stand sie auf und atmete ein paar=

mal tief. Die junge Frau grub beharrlich weiter. Sonnenfriede hob den Kopf und flüsterte leise: „Gerettet!" Das Wort hallte zurück aus dem tiefsten Innern, und sie meinte, daß in diesem Augenblicke das Kind zu ihr hinübersah. Sie eilte zu ihm hin, sank vor dem Körbchen auf die Knie, umfaßte sein Köpfchen und küßte das Kleine wohl ein dutzendmal.

„Oh, oh, Kind, deine Mutter hat begriffen, daß das Leben doch noch Sinn hat!"

Das sagte sie nicht so laut, daß jemand es hören konnte, es schien ihr aber, als ob das Kind es verstanden hätte; es schlang die kleinen Ärmchen um Friedes Hals und lächelte.

Da Liesel hinsah, stand Friede auf und ging zu ihr. „Gelt, Liesel, jetzt wollen wir zwei einander helfen, fest wollen wir zufassen; wir wollen doch sehen, ob wir nicht stärker sind als das Unglück."

„Ja, Friede."

Das klang zwar noch recht schwach, aber es war Friede doch, als hätte sie einen schönen weltfrohen Jubelruf gehört.

Sie nahm Liesel den Spaten aus den Händen und sagte: „Das kannst du nicht, jetzt noch nicht, nimm den Gartenrechen. Du weißt ja, wo er steht, hol' ihn und laß mich das machen. Bist du erst wieder im Arbeiten drin, dann wird dir auch alles andere leicht."

„Ja, Friede!" sagte die junge Frau; sie fühlte selber, es stand doch noch nicht so mit ihr, daß sie nach jedem Gerät greifen durfte.

Aber es ging doch! Und es ging gut.

Seit dieser Stunde begann für Friede und Liesel ein neues Leben. Sie standen jeden Tag von früh bis spät im Garten und arbeiteten. Und es geschah mit festem

Willen, durch die Arbeit auch innerlich mit dem fertig zu werden, was jede von ihnen für sich tragen und durchkämpfen mußte.

Karl Lambert war am Tag nach dem Abschied von Friede nach Freiburg gereist. Dort saß er bald einem Beamten der „zuständigen Stelle" gegenüber und brachte seinen Wunsch vor. Er wollte sich zur Fliegerabteilung melden.

„An meiner Rechten fehlen nur zwei Finger, ich kann das Steuerrad schon halten, und das Bein brauche ich als Flieger nicht."

Enttäuscht hörte er, daß es fraglich wäre, ob er überhaupt noch militärisch zu verwenden sei. Das stimmte ihn trüb, denn er hatte sich gedacht, da wo höchste Gefahr drohe, da vergäße man am sichersten, wo das stille Glück verlorengegangen. Er ließ sich aber nicht so leicht abweisen. Er verfolgte sein Ziel weiter und wandte sich an die Flugzeugfabrik in Freiburg. Dort erlaubte man ihm, solange er nicht persönlich irgendwie tätig sein konnte, sich bei Versuchen zu beteiligen. Er arbeitete eifrig und suchte zu vergessen.

Der alte Besel kam ein paar Tage nach seiner ersten Erkundigungsreise wieder in das Städtchen. Er trug ein Päckchen unterm Arm und beeilte sich, Frau Klettchen damit zu überraschen. Es enthielt viele Nummern der französischen Tageszeitung „Der Morgen".

Frau Klettchen war auf den Inhalt der Blätter so versessen, daß sie sogar vergaß, sich mit Besel zu unterhalten und ihn bald langweilte. Das war ihm auch so angenehm. Obwohl er kein Wort der welschen Sprache verstand, in der sie ihm vorlas, abgesehen von ein paar Flüchen, die er im Verkehr mit Elsässern gehört hatte,

wußte er doch ungefähr, was in der Zeitung stand, und er wußte auch, daß dies Geschreibsel auf die einsame, mißtrauische Frau einen gewissen Eindruck machen mußte. Schlau, wie immer, ging er bald fort.

Als er nach einer Woche wiederkam, da fand er den Boden über alle Erwartung gut vorbereitet. Frau Klettchen schien davon überzeugt, wie es nach der Darstellung der französischen Zeitung in „Wahrheit" um die Deutschen stand; nach ihrer Meinung gab es für sie nur noch den einen vernünftigen Weg, sich möglichst bald in die Schweiz zurückzuziehen. Ihr Sohn war seit Anfang des Krieges vermißt, und da sie sonst nichts an die Heimat band, wenigstens im Augenblick der Gefahr nicht, fiel es ihr nicht schwer, dem Rat, ihr Haus zu verkaufen, zu folgen.

Besel wußte einen Käufer und begann gleich für diesen Mann, den er vorläufig nicht nennen wollte, mit der überrumpelten Frau zu unterhandeln.

(Schluß folgt)

Silbenrätsel

Andernach — Antipode — Fahnenweihe — Karoline — Telegraphie. Jedem dieser Wörter ist eine Silbe zu entnehmen. Die Silben, richtig geordnet, nennen im Zusammenhang eine Heldin und einen Helden eines Schillerschen Gedichtes.

••••••••

Kammrätsel

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12		5		6		13		3		1
5		1		2		11		9		10
10		1		1		14		1		1

Statt der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß der Rücken des Kammes einen vor einigen Jahren verstorbenen bayrischen Dichte bezeichnet und die einzelnen Zähne: 1. Klebemittel. 2. Gewürzpflanze, 3. Insektenfresser, 4. Fischprodukt, 5 Mundwasser, 6. Mädchennamen.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Neuzeitliche Frachtdampfer

Von Alb. G. Krueger / Mit 10 Bildern

Man kann es wohl begreifen, daß jemand, dem seemännische Dinge fremd sind, an Frachtdampfern, die still ihres Weges ziehen, nur wenig Beachtenswertes findet, indes ihn der stattliche, elegante Passagierdampfer mit der luxuriösen Ausstattung, worüber er manches gelesen oder gehört hat, anzieht. Und wenn es einem Binnenländer dann einmal vergönnt ist, einen Welthafen zu besuchen, wird er nur in seltenen Fällen versäumen, einen der modernen Ozeanriesen anzusehen. Staunend betrachtet der Besucher die Kajüten, Speiseräume, den Rauchsalon, den Wintergarten, das Schwimmbad und die Turnhalle und alle anderen unerwarteten Einrichtungen, die zur Bequemlichkeit selbst der verwöhntesten Reisenden und zur allgemeinen Sicherheit zu finden sind.

An einem schwarzen, anscheinend plumpen, unansehnlichen Frachtdampfer geht man meist achtlos vorüber. Und doch bieten die neuzeitlichen, ausschließlich für den Güterverkehr erbauten Schiffe viel Wissenswertes und Eigenartiges in ihrer ganzen Anlage und Einrichtung. Die schweren Masten mit den langen Ladebäumen, Böcken, Trossen, Haken und Greifern, die rastlos surrenden Dampfwinden an Deck, all das Gestänge, wie die weiten Luken, durch welche die Ladung in das Innere des Schiffes gelangt, die mächtigen Laderäume — all das bietet einen ganz eigenen Anblick.

Es gibt in Deutschland nicht wenige Reedereien, die nur Fahrzeuge für den so wichtigen Frachtdienst bauen. Wir nennen davon nur einige: die „Deutsche Dampfschiffahrts-Gesellschaft Hansa", Bremen, die fünfundsechzig Frachtdampfer in See schickt und zu den bedeu-

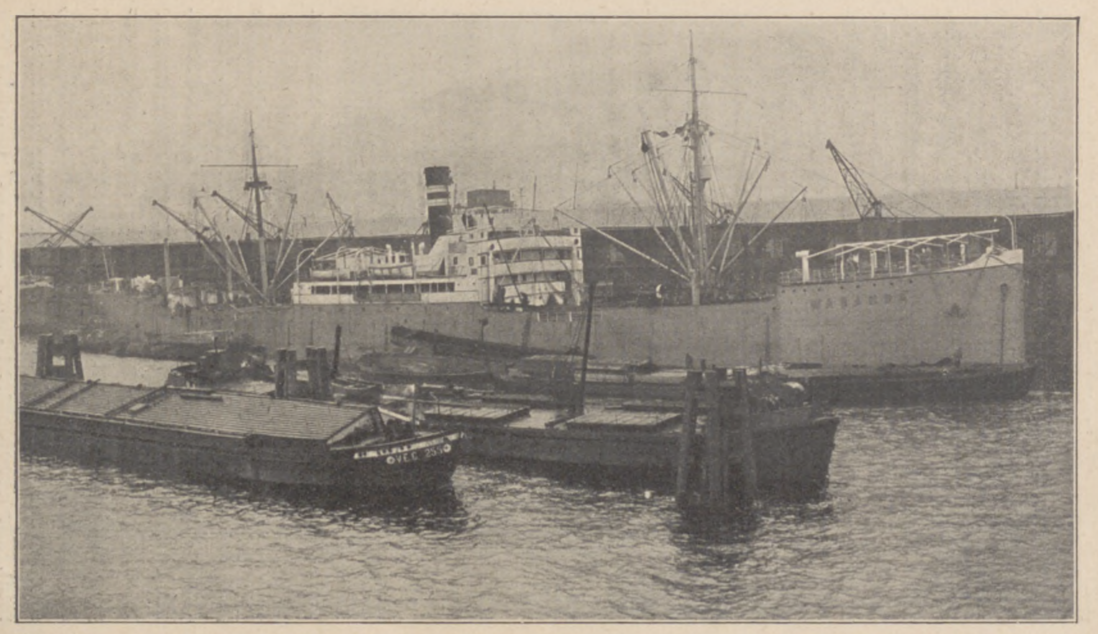


Im Hamburger Hafen wird loses Getreide mit dem Kran von einem Frachtdampfer in einen „Leichter" übergeführt. Links eine Anzahl von Frachtdampfern.

tendsten Reedereien der Erde gehört, ferner die „Deutsch-Australische Dampfschiffs-Gesellschaft" in Hamburg, die etwa fünfzig Dampfer in den Dienst des Frachtverkehrs stellt. Auf den verschiedensten Routen laufen ihre Schiffe die Häfen Südamerikas, die Inseln des ostindischen Archipels und Australiens an. Aber auch die großen Passagierdampferlinien senden eine ganze Anzahl von Frachtschiffen über das Meer in die fernsten Gegenden des Erdballs. So die „Hamburg-Amerika-Linie" und der „Norddeutsche Lloyd" hauptsächlich nach den Häfen des kontinentalen Süd- und Nordamerika. Aber auch nach Afrika unterhält die deutsche Schiffahrt regen und lohnenden Verkehr. Vorzugsweise sind daran die „Woermann-Linie", die „Hamburg-Bremer Afrika-Linie" und die „Deutsche Ostafrika-Linie" beteiligt. Eine ziemliche Menge kleinerer Reedereien hält den Verkehr mit Spanien, Portugal, den skandinavischen und Mittelmeerländern aufrecht, und dann gibt es auch noch Reedereien, die ihre Dampfer nur nach Rußland senden.

Solch ein neuzeitlich eingerichteter Frachtdampfer kann acht- bis zwölftausend Tonnen Ladegut aufnehmen und erreicht durchschnittlich eine Geschwindigkeit von zwölf Seemeilen in der Stunde.

Eine beachtenswerte Leistung, wenn man erwägt, daß solch ein schwer beladenes Fahrzeug, mit dieser Geschwindigkeit von Hamburg ausgehend, in dreiundzwanzig Tagen Kapstadt erreichen kann. Diese großen Schiffe sind mindestens in vier durch eiserne Schotten getrennte Laderäume geteilt, die dann noch durch ein bis zwei von vorn nach hinten durchlaufende Decke in mehrere übereinander liegende Abteilungen zerfallen. Die Ladeluken sind nicht selten zwölf Meter lang und sechs Meter breit, damit auch große Frachtstücke, wie



Der Dampfer „Waganda“ der Woermann-Linie ladet Boote mit dem „schweren Baum“. Man beachte das zahlreiche Ladegeschirr des Dampfers an den Masten.

Eisenbahnschienen, Dampfkessel, Lokomotiven und dergleichen, bequem verladen werden können.

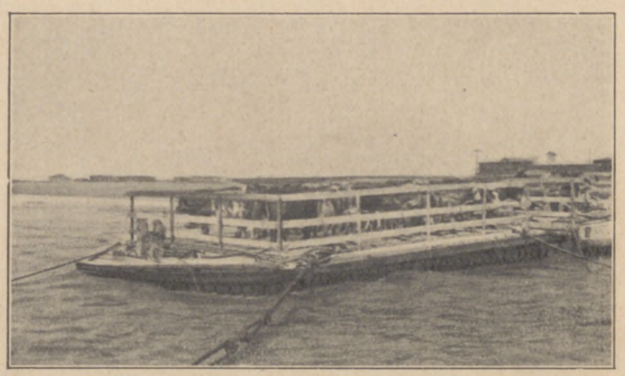
Das Entleeren und Beladen der Schiffe geschieht mittels der an den Masten befestigten „Ladebäume", die heute fast durchweg aus gezogenen „Mannesmannröhren" hergestellt sind, wovon sich auf manchen Fahr-



Ladebäume mit den Dampfwinden auf einem Lloyddampfer. Im Hintergrund die Kommandobrücke.

zeugen oft bis dreißig Stück befinden. Diese Ladebäume sind mit dem „Ladegeschirr", das heißt: Böcken, festen Drahtseilen, Greifern, Haken und dergleichen versehen. Diese Ladebäume reichen über die Schiffsluken und Bordwände hinaus, werden durch Dampfwinden angetrieben und bewirken das Einbringen und Ausladen der Waren, wenn sich an Land keine Krane befinden, oder wenn das Schiff auf offener Reede vor Anker liegen muß. Die Tragfähigkeit dieser „Bäume" schwankt zwi-

schen drei und sieben Tonnen. Meist aber verfügt man auf neuzeitlichen Frachtdampfern vorn und achtern — also rückwärts — noch je über einen „schweren Baum“, mit dem Lasten bis zu dreißig Tonnen zu heben sind. Die in den letzten Jahren gebauten Frachtdampfer der Afrikalinien führen sogar mindestens einen Baum mit vierzig Tonnen Tragfähigkeit, da es häufig vorkommt, daß sehr schwere Kessel und Maschinenteile nach dem



Ein mit Vieh beladenes „Raft“ (Floß) wird nach dem Frachtdampfer geschleppt.

Ausland verschifft werden müssen. Mit solch einem Baum kann man vollkommen zusammengesetzte Leichterfahrzeuge und Schlepper hochheben und an Deck absetzen, wo diese mit Drahtseilen oder dicken Tauen auf einem eigens dazu hergestellten, des Seeganges wegen peinlich genau und eigen ausgeführten Unterbau festgelascht werden.

Um diese Fahrzeuge nun am Bestimmungsort zu Wasser zu bringen, schiebt man drei große und dicke Balken unter dem Fahrzeug durch bis über die Bordwand hinaus. Nachdem der Dampfer nun durch Über-

pumpen von Ballastwasser in die Bodentanke nach derjenigen Seite hin schiefgelegt worden ist, von der das Fahrzeug zu Wasser gebracht werden soll — „ablaufen lassen" nennt man diesen Vorgang —, gleitet das Boot, nachdem alle Haltetaue gelöst sind, auf den gut eingefetteten Balken zu Wasser, und zwar nicht mit der Breitseite, sondern in der Längsrichtung. Während des Krieges



Das „Raft", mit einer Ladung Vieh, wird an der Längsseite des Frachtdampfers festgemacht.

hat man auf diese Weise mehrere Schleppdampfer auf der Reede von Swakopmund ablaufen lassen.

Lösch- und Ladeeinrichtungen findet man vor allem auf Schiffen, die gemischte Ladung führen. Nun gibt es aber auch noch Dampfer, die als eigens dazu erbaute Spezialschiffe für Massentransporte eingerichtet sind. So besitzt die „Deutsch-Amerik..nische Petroleum-Gesellschaft" eine Reihe von Schiffen, die ausschließlich für den Petroleumtransport zwischen Amerika und Europa be-

stimmt sind. An Stelle der Laderäume befinden sich darauf große Tanke, die mit einer an Bord befindlichen starken Dampfpumpe durch verzweigte Rohrleitungen mit Petroleum gefüllt und in dem Bestimmungshafen ebenso entleert werden. Meist dienen zweiundzwanzig solcher Tanke zur Aufnahme des Öls. Doch hat man neuerdings Schiffe gebaut, die nicht mit Dampf, sondern durch Ölmotoren betrieben werden und fünfzehntausend Tonnen Öl aufnehmen können. In den Bestimmungshäfen hat man häufig eine Anzahl großer Sammeltanke aufgestellt, in die das Öl aus den Schiffen hineingepumpt wird. Zum Weitertransport an Land benutzt man dann Tankwagen, die heute auf fast allen Bahnstrecken laufen.

Weiter gibt es Schiffe, auf denen nur loses Getreide transportiert wird. Aus Silospeichern, Leichtern und Waggons nehmen sie ihre Fracht auf, die durch eine pneumatische Saug- und Druckanlage — den „Getreideheber" — aus- und eingeschafft wird. Diese Getreideheber wirken ähnlich wie die Pumpen der Ölfahrzeuge und sind ebenso kompliziert gebaut.

Auch die Erz- und Kohlentransportdampfer kann man zu den Spezialschiffen zählen, da sie mit besonderen, ihren Zwecken angepaßten Ladeeinrichtungen versehen sind und andere Raumeinteilungen haben, die durch die Anlage bedingt werden. Da lagernde Kohle zur Selbstentzündung neigt, sind auf den Kohlenschiffen Vorkehrungen getroffen, durch die bei einem Brand die Unterwassersetzung des betreffenden Raumes leicht und schnell bewirkt werden kann.

Dann baut man auch Dampfer für den Transport von Vieh und Früchten. Während die Laderäume der erstgenannten stallartig angeordnet und gebaut sind, haben die für den Früchteverkehr bestimmten Frachtschiffe hohe

luftige Räume mit guten Ventilationsanlagen, da ja Früchte leicht dem Verderben ausgesetzt sind.

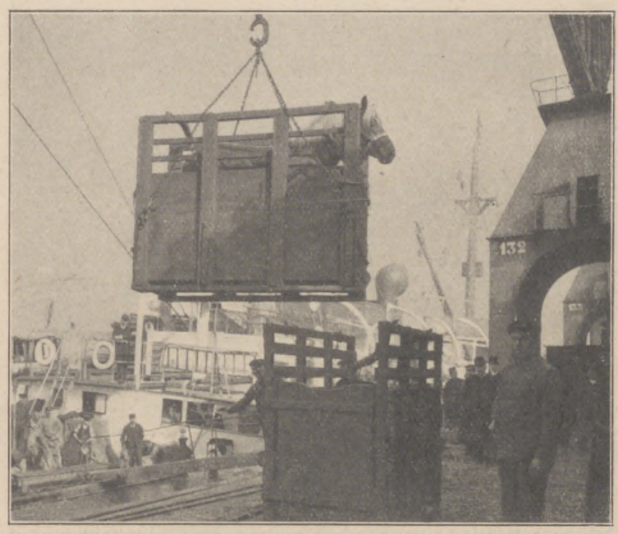
Eigenartig sind auch die Eismaschinen und Kühlanlagen auf Frachtdampfern, die zum Transport von Gefrierfleisch und anderen Waren, die unter Trockenheit und Hitze leiden oder verderben würden, dienen.



Schafe auf einem Frachtdampfer.

Das Löschen und Laden im Heimathafen geht rasch und störungslos vor sich, wenn der Dampfer am sicheren Kai vertäut liegt und die großen Krane mit ihren mächtigen Armen in sein Inneres langen; Säcke, Fässer und Kisten werden daraus hervorgeholt und säuberlich auf die Planken am Kai gesetzt, von wo sie auf eigens dazu hergestellten Karren in die riesigen Speicher geschafft werden.

Schwieriger wird die Arbeit, wenn der Inhalt des Dampfers im Ausland auf offener Reede geladen und gelöscht werden muß. Unter nicht geringen Schwierigkeiten vollzieht sich diese Arbeit in Afrika, das nur wenige gute Häfen hat. Besonders an der Westküste verhindert nicht selten eine wüste Brandung das Ausladen der



Pferdeverladung mit dem Portalkran in Bremerhaven.

Fracht. Alle Gegenstände müssen dann mühsam durch die brandenden Wogen ans Land geschafft werden. Die Afrikadampfer führen daher immer mehrere „Brandungsboote" und Dampfbarkassen mit. Trotzdem wird das Entladen der Waren dort oft gefährlich genug.

Eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben der Frachtdampfer ist die Einschiffung und Ausladung von „Schwergut". Nicht selten müssen ganze Fabrikanlagen,

Eisenbahnen, Brücken und anderes mehr befördert werden, die in Industriebezirken des Heimatlandes vollendet und ausprobiert worden sind, dann wieder auseinandergenommen und in Einzelteilen verfrachtet werden, um Tausende von Meilen über See an ihren Bestimmungs-



Schwere lebendige Fracht. Ein Elefant wird in Bremerhaven mit dem Portalkran ausgeladen.

ort zu gelangen. Solche Einzelteile wiegen nicht selten vierzig- bis fünfzigtausend Kilo. So hat kürzlich ein Dampfer der „Hamburg-Amerika-Linie" eine ganze Zuckerfabrikanlage, die aus etwa hundert Stücken von drei- bis fünfundzwänzigtausend Kilo bestand, nach Argentinien gebracht. Diese schweren, massigen und meist auch höchst empfindlichen Güter im Schiffsraum unterzubringen, dort sicher zu verstauen und am Bestim-

mungsorte wieder zu landen, sind schwierige Aufgaben. Um sie glücklich durchführen zu können, ist außer den



Japanerinnen beim Laden von Kohlen im Hafen von Nagasaki.

modernsten Ladeeinrichtungen und zuverlässigster Festigkeit der durch die Belastung beanspruchten Schiffsteile vor allem ein erfahrenes und gut geschultes Schiffspersonal nötig.

Zur Übernahme dieser Schwergüter im Verladehafen bedient man sich meist großer, schwimmender Krane, mit denen die Lasten von den Eisenbahnwagen gehoben und in das Innere des Schiffes verstaut werden. In solchen Fällen kommt es darauf an, das Gut so unterzubringen, daß zunächst der verfügbare Schiffsraum so gut als mög=



Chinesische Kulis beim Kohlenladen im Hafen von Hongkong.

lich ausgenutzt wird und zweitens die großen und schweren Massen unbedingt festliegen. Die Gefahr, daß schwere Stücke bei starkem Seegang in Bewegung geraten, schwächere, weniger widerstandsfähige Ladungsstücke zermalmen und schließlich die Bordwände zertrümmern, muß verhindert werden. Um solche Übelstände zu vermeiden, ist es nötig, bei der Verstauung mit größter Sorgfalt vorzugehen.

Schwieriger als das Einbringen gestaltet sich aber

meist das Herausholen der Ladung im überseeischen Bestimmungshafen. Nur in den seltensten Fällen stehen dort Krane mit ausreichender Hebekraft zur Verfügung. Das Schiff ist meist auf seine eigenen Ladevorrichtungen angewiesen. In solchen Fällen ist der „schwere Baum" unerläßlich.

Große, schwer beladene Seedampfer können meist ihres bedeutenden Tiefganges wegen nicht ohne weiteres in die Flüsse der Heimatstationen einlaufen. Man „leichtert" sie deshalb draußen auf See schon oder an tieferen Stellen der Flüsse. Kleine Frachtfahrzeuge, sogenannte „Leichter", fahren zu ihnen hinaus und nehmen ihnen dort einen Teil der Ladung ab. Dadurch verringert sich der Tiefgang, und sie können dann besser an die Kais herankommen.

Alle neuzeitlichen Frachtdampfer sind jetzt mit drahtloser Telegraphie und elektrischen Signalvorrichtungen ausgestattet. Auch in hygienischer Hinsicht sind sie musterhaft. Schwer und verantwortlich ist der Dienst auf solchen Fahrzeugen und fordert Männer mit sicherem Blick, großer Sachkenntnis und Geistesgegenwart.

In welcher Weise sich durch die neue Erfindung des Flettnerschen Rotorschiffes der Frachtverkehr auf See ändern wird, muß die Zukunft lehren*. So rasch, wie nach den ersten Zeitungsmeldungen technisch nicht besonders kundiger Aufsatzschreiber die Umgestaltung des Frachtverkehrs erfolgen sollte, werden sich diese Dinge allerdings nicht abwickeln.

* Vergleiche: „Vom Segelschiff zum Windkraftschiff ohne Segel", mit 10 Bildern, in Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1925, Band 4, Seite 86 bis 100.

Fischfang mit Kormoranen in Japan und China

Von Dr. Karl Max Gnadler / Mit 3 Bildern

Der Hund ist eines der ältesten Haustiere des Menschen und gewiß schon in fernster vorgeschichtlicher Zeit zur Jagd gebraucht worden. Ohne die in der Natur des Hundes gegebenen Eigenschaften, andere Lebewesen zu verfolgen, anzugreifen und zu töten, wäre jeder Versuch, dieses Geschöpf zur Jagd abzurichten, vergeblich geblieben. Man kann also behaupten, daß der Mensch eigentlich nichts anderes getan hat, als vorhandene Anlagen klug für seine Zwecke zu nützen. Außer dem Hund wird noch das Frettchen zur Kaninchenjagd abgerichtet. Auch in diesem Falle ist es eine naturbedingte Eigenschaft: die gierige Mordlust und der unbändige Blutdurst des Frettchens, die dem Menschen den Anlaß bot, das Tier zur Kaninchenjagd heranzuziehen. Aus verwandten Gründen kam der Gepard dazu, als Jagdtier verwendet zu werden*. Uralt ist übrigens auch das, allerdings mühsame, Abrichten bestimmter Vögel, der Falken, Sperber und Adler zur Jagd**.

Weniger bekannt ist es, daß Chinesen und Japaner noch jetzt den Fischfang mit Kormoranen betreiben. Auch in diesem Falle muß wohl die außergewöhnliche Flinkheit im Schwimmen und Tauchen, die der Mensch an diesen Geschöpfen beim Fangen ihrer Beute beobachtete, den Gedanken gereift haben, Gewinn aus einer vorhandenen

---

* Vergleiche: „Eine Jagd mit Geparden", mit 6 Bildern, in Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1925, Band 2, Seite 106 bis 118.

** Vergleiche: „Die Jagd mit Falken", mit 11 Bildern, in Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1924, Band 2, Seite 87 bis 107.

Naturanlage zu ziehen. Dazu kam noch die ungeheure Gefräßigkeit dieser Vögel, die ganz unglaubliche Massen von Fischen verzehren. Es ist beobachtet worden, daß ein in der Gefangenschaft gehaltener Kormoran an einem Vormittag sechsundzwanzig und in den Nachmittagstunden siebzehn durchschnittlich zwanzig Zentimeter lange Fische verschlang. Brehm sagt: „Ein einzelner dieser Vögel nimmt im Verhältnis seiner Größe zum Menschen viel mehr an Nahrung zu sich, als der stärkste Esser imstande wäre zu verzehren." Bei dem Fütterungsversuch eines gefangenen Kormorans füllten die von ihm verschlungenen Fische anfänglich nicht allein den Magen völlig, sondern dehnten auch die Speiseröhre unförmlich aus, ragten teilweise sogar aus dem Schlund hervor, wurden aber so rasch verdaut, daß der vollgestopfte Schlund und die Speiseröhre nach zwei Stunden schon geleert waren. Professor Altum gibt an, daß ein Kormoran mindestens sieben Pfund Fische zur täglichen Nahrung braucht. Diese erstaunliche Freßgier mußte den beobachtenden Menschen auf den Gedanken bringen, ob es nicht durchführbar sei, den Massenvertilger zum — wenn auch unfreiwilligen — Fischfang zu benützen. Die Gefräßigkeit brachte diese Vögel in ein Dienstbarkeitsverhältnis zum Menschen.

Die eigentliche Heimat dieser eigenartigen Geschöpfe ist der hohe Norden. Nach Brehm trifft man den Kormoran vom mittleren Norwegen an in ganz Europa und während des Winters in erstaunlicher Masse in Afrika; außerdem lebt er häufig in Mittelasien und ebenso in Nordamerika, von dort aus bis Westindien und von da aus bis nach Südasien wandernd. Das Verbreitungsgebiet umfaßt Südosteuropa, Nordafrika und Südasien bis Java und Borneo; man findet die Vögel in Süß- oder Brackwasserbecken, aber auch im Meer, wo sie in größter

Masse leben, jedoch nur an Stellen, wo die Küste felsig und schwer zugänglich ist, oder da, wo ein Kranz von Schären die Küste säumt. Längs der Küste von Skandinavien, auf Island, den Färöerinseln, Hebriden und Orkaden sind sie häufig. In nicht geringer Menge sammeln sie sich im Laufe des Winters in südlichen Meeren an. Schon in Griechenland sieht man sie häufig jahraus, jahrein auf den großen Seen und auf dem Meer; in Ägypten bedecken sie die Strandseen, so weit das Auge reicht, ziehen jeden Morgen in ungeheuren Scharen auf das hohe Meer hinaus, fischen dort und kehren am Abend gesättigt wieder zurück. In Südchina und Indien findet man sie in ähnlichen Massen. Zur Nachtruhe wählen sie im Binnenland hohe Bäume, die auf Inseln in Strömen stehen, und benützen sie auch zum Brüten. Auf dem Meer hausen sie auf felsigen Inseln, die man von weitem an dem weißen Kotüberzug erkennt, mit dem sie die Vögel bedeckt haben.

Auf den berühmten Vogelbergen Islands, die von verschiedenen Schwimmvögeln, Lummenarten, Tordalken, Krabbentauchern, Eissturmvögeln und einer Reihe von Möwenarten überreich bevölkert sind, kommen auch Kormorane vor, die man auf den Westmännerinseln — aber auch anderwärts — Scharben nennt. Ihr Gefieder ist schwarz gefärbt und schillert bläulichgrün; über Wangen und zur Kehle abwärts breitet sich ein großer weißer Fleck aus. Der schwarze, vorn hakenartig gekrümmte Schnabel ist etwas länger als der Kopf; die vier Zehen der gleichfalls schwarzen Füße sind durch Schwimmhäute verbunden. Die Scharben sind etwas größer als unsere Hausente; ihr walzenförmiger Körper steht, gestützt auf dem kurzen steifen Schwanz, fast aufrecht, weil die kurzen Ruderfüße weit hinten angegliedert sind. Auf dem lan=

gen, biegsamen Hals tragen sie den verhältnismäßig großen Kopf mit mähnenartigem Federbusch. Diese Vögel zeigen ihre volle Gewandtheit nur im Wasser beim Schwimmen und Tauchen. Wenn man sich im Boot einer Felseninsel im Meer nähert, wo auf einzelnen Klippen Hunderte von Scharben sitzen, sieht man zuerst, wie



Kormorane auf einer Felsenküste am Meer.

sie die Hälse recken und die Köpfe bewegen, dann trippeln sie unbehilflich umher. Bald wird die Flucht allgemein. Aber nur wenige erheben sich in die Luft, fliegen mit flatternden Schwingenschlägen geradeaus dahin oder steigen gleich anfangs höher empor, um dann im Gleiten niederzuschweben. Die meisten plumpsen, Fröschen ähnlich, ins Meer hinab, tauchen unter und kommen erst weit draußen wieder an die Oberfläche des Wassers. Die Schlangenvögel tauchen und schwimmen wohl schneller,

gewandter und besser als die Scharben, ob diese aber noch von andern Vögeln übertroffen werden, ist zweifelhaft.

Die genannten Eigenschaften und Fähigkeiten: schier unersättliche Freßgier, Geschick im Tauchen und sicheres Ergreifen der Beute, beobachteten die Menschen gewiß mit nicht geringem Neid, und der Gedanke lag nahe, diese Vögel dienstbar zu machen. Kormorane, die von Chinesen zum Fischfang abgerichtet wurden, „arbeiteten" zur Zufriedenheit ihrer Besitzer. Man kann sie in Gefangenschaft aufziehen. Sie pflanzen sich auch fort, aber man läßt ihre Eier doch von Haushühnern ausbrüten. Die Jungen nimmt man schon früh aufs Wasser mit und sucht sie sorgsam zum Fischfang abzurichten. Bald springen sie auf Befehl ins Wasser, tauchen, fassen ihre Beute und kommen mit gefangenen Fischen an die Oberfläche.

Dootlitle schildert den Fischfang mit Kormoranen bei den Chinesen: „Bei Hochwasser sind die Brücken in Futschau von Zuschauern dicht besetzt, die dem Fischfang zusehen. Der Fischer steht auf einem etwa meterbreiten, fünf bis sechs Meter langen Floße aus Bambus, das mit einem Ruder bewegt wird. Wenn die Kormorane fischen sollen, stößt oder wirft der Fischer sie ins Wasser; wenn sie nicht gleich tauchen, schlägt er auch mit dem Ruder in die Flut oder wirft nach ihnen, bis sie in der Tiefe verschwinden. Sobald der Vogel einen Fisch erfaßt hat, taucht er auf mit dem Fisch im Schnabel. Selbstverständlich möchte er den Fang verschlingen, aber der Fischer käme ja dabei nicht zu seinem Ziel. Der Kormoran würde sich vergeblich bemühen, sein Opfer hinunterzuwürgen, denn am Hals des Vogels hat der schlaue Mensch ein Hindernis angebracht. Ein lose um den Hals geschlungener Faden oder ein Metallring macht es dem Vogel unmöglich, die gefangene Beute hinabzuschlucken;

da er den Fisch nicht loslassen will, so bleibt nichts übrig, als wohl oder übel nach dem Floße zu schwimmen. Der Fischer eilt so rasch wie möglich herzu, damit ihm die Beute nicht verlorengeht. Zwischen dem freßgierigen Vogel und dem gewinnsüchtigen Menschen spielt sich nicht selten ein förmliches Ringen um den erbeuteten Fisch ab. Größere Opfer möchte der Kormoran lieber selber fressen, statt sie willig herzugeben. Wenn der Fischer nahe genug ist, wirft er einen an einer Stange befestigten netzartigen Beutel über den Kormoran, zieht ihn darin samt dem hartnäckig festgehaltenen Fisch zu sich auf das Floß und nimmt ihm die Beute ab."

Man sagt: „Nur der Tod ist umsonst" und: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert". Nach dieser Sprichwortweisheit handelt auch der Eigentümer eines Kormorans. Hat er ihm seinen Fang abgenommen, so lockert er die Fadenschlinge oder löst den Ring, der das Verschlingen des Opfers verhinderte, und gibt dem unfreiwilligen Helfer einen kleineren Fisch zu fressen. Nun gewährt er dem freßgierigen Vogel eine Weile Ruhe und wirft ihn dann wieder ins Wasser, in dem das Schwimmen, Tauchen und Erhaschen von neuem beginnt. Ab und zu versucht der Kormoran, mit seiner Beute auszureißen. Da dies aber dem Fischer nicht recht ist, eilt er dem Vogel so rasch wie möglich nach. Gewöhnlich geschieht das mit Erfolg; manchmal aber geht der Herr des ichsüchtigen Vogels, der wohl denkt: „Selber essen macht fett", leer aus. Oft fängt ein Kormoran einen so starken Fisch, daß er ihn nicht allein in Sicherheit bringen kann; dann eilen mehrere der gleichfalls zum Fischen auf dem Wasser schwimmenden Vögel herbei, um dem Genossen zu „helfen", meist allerdings von der Gier gespornt, ihm die Beute zu entreißen. Manchmal kommt es dabei zu

Kämpfen, und die Vögel suchen sich gegenseitig den Fang streitig zu machen. Solch ein Schauspiel bringt die Gaffer auf den Brücken oder am Ufer in höchste Erregung. Man wettet auf einzelne der raufenden Kormorane, und es kann vorkommen, daß im leidenschaftlichen Eifer der bezopften Zuschauer heftige Meinungsverschiedenheiten entstehen und zuletzt eine mehr oder weniger harmlose Keilerei in Gang kommt.

Ein Witzbold sagte einmal: „Schlimm ist's schon, wenn ein Mensch mit der Angel am Wasser sitzt, um nach endloser Zeit schließlich einen elenden Gründling herauszuziehen. Aber viel schlimmer ist's doch, daß meist ein paar Dutzend Menschen dabeistehen und die kostbare Zeit totschlagen." Im fernen Osten ist die Zeit auch heute noch nicht so wertvoll, und so werden wohl lange noch die fischenden Kormorane kleine und große Bummelanten anziehen. Brennt ein Kormoran durch, so hat der Fischer seine Not, denn der Vogel schwimmt unterm Wasser so schnell, daß auch das beste, mit tüchtigen Ruderern bemannte Boot ihn schwer oder gar nicht einholen kann. Sie tauchen lange in ziemliche Tiefen hinab, erscheinen unerwartet an der Oberfläche, atmen einen Augenblick und verschwinden rasch wieder. Beim Verfolgen von Fischen strecken sie sich lang aus und rudern mit weit ausholenden Stößen so heftig, daß sie wie ein Pfeil durchs Wasser dahinschießen. Lustig genug geht's manchmal zu, wenn einer dieser Fischfänger streiken will und ausreißt. Man kann lachen, wenn der Fischer im Verfolgungseifer kopfüber vom Floß ins Wasser purzelt oder die unfreiwillig fischenden Vögel einander an die Schöpfe und Hälse geraten.

In Japan wird diese absonderlich anmutende Art der Fischerei mit Kormoranen im Laufe der Nacht betrieben.



Nächtlicher Fischfang mit abgerichteten und mit Leinen fest-gehaltenen Kormoranen in Japan.
Nach einer Originalzeichnung von Albert Richter.

Meist sind dabei mehrere eigenartig geformte Fahrzeuge auf dem Wasser, die, fünfzehn bis zwanzig Meter voneinander entfernt, in einer Linie hintereinander gerudert werden. Am Vorderteil jedes Bootes ist eine nach vorn geneigte Stange angebracht, woran am Ende ein aus Eisen geschmiedeter, korbartig geformter Behälter befestigt ist, in dem ein Feuer brennt. Das Licht ist ein anziehendes Lockmittel für Fische, die, vom hellen Schein in großen Mengen angezogen, ihrem Verderben zuschwimmen. Die Boote halten sich deshalb so nahe hintereinander, weil auf diese Weise ein längerer Lichtlockstreif entsteht, dem die Fische zuströmen.

In Japan — aber auch anderwärts — haben die Fischer etwas ausgedacht, um die Kormorane am Ausreißen zu hindern. Jeder Vogel, der vor dem Boot in dem vom Feuer geworfenen Lichtkreis schwimmt, trägt um den Hals einen Ring, der ihm, wie schon erwähnt, unmöglich macht, einen Fisch zu verschlingen. An den Ringen sind Leinen festgeknüpft, die mit ihrem anderen Ende am Gürtel des vorn im Boot stehenden Mannes befestigt sind. Nimmt der Fischer am Bootbug die einzelnen Leinen in die Hand, fühlt er sofort jede Bewegung der Vögel. Da die Kormorane tagüber mit Nahrung möglichst knapp gehalten werden, sind sie beutegierig und schwimmen so hastig vorwärts, daß es fast aussieht, als zögen sie das Boot hinter sich her.

Sobald ein Kormoran einen Fisch erfaßt hat, zieht man ihn an der Leine empor und nimmt ihm den Fisch aus dem Schnabel. Ist das geschehen, so wirft der Mann am Bug den Vogel wieder ins Wasser, der nun freßgierig von neuem zu fischen anfängt. Zwischen den einzelnen Beutezügen erhält der geflügelte Helfer einen Fisch zum Lohn.



Fischfang mit abgerichteten, freitauchenden Kormoranen in Schanghai in China. Nach einer Photographie.

Die Geschicklichkeit und Gewandtheit, mit der ein erfahrener Fischer seine Gehilfen behandelt, wirkt überraschend, und manche kehren von solchen Nachtfahrten mit nicht geringem Ertrag heim.

In neuerer Zeit hat Graf Le Contenta diese merkwürdige Art des Fischfangs auch in Frankreich einzuführen versucht, wo sie übrigens schon einmal, im siebzehnten Jahrhundert, geübt wurde und viele Liebhaber gefunden hatte, die den wechselvollen Fischfang mit abgerichteten Vögeln reizvoller fanden als die Anglerei.

Die Jagd mit Falken und Sperbervögeln, die man seit einigen Jahren bei uns wieder zu beleben versucht, findet allerdings nur als eine alte und edle Form des Weidwerks Anhänger. Roher Massenmord und brutale Ausrottung der Tierwelt ist damit nicht möglich.

Auch der Fischfang mit Kormoranen ist nicht derart, daß damit Massen vertilgt werden könnten. Aber die Kormorane brauchen zu viel Nahrung. Man müßte Fische in reichstem Maße zur Verfügung haben, um die gefräßigen Helfer ausgiebig zu futtern. Deshalb würde kein Fischereigesetz diese Vögel auf den Gewässern des Binnenlandes dulden, da sie dem leider immer mehr schwindenden Fischstand unserer Flüsse und Landseen unermeßlichen Schaden zufügen könnten.

Wo sie sich einmal eingenistet haben, bringt man die zudringlichen Fresser kaum mehr los. Naumann schreibt: „Im Frühling 1812 fanden sich auf einem Gut der Stadt Lütjenburg vier Kormoranpaare ein und siedelten sich, dem Seestrand nahe, auf hohen Buchen in einem Gehölz an, worin seit vielen Jahren große Massen von Saatkrähen und Fischreihern brüteten. Die acht Eindringlinge vertrieben einige Reiherfamilien, besetzten ihre Nester, brüteten im Mai und nochmals im Juli und verließen

im Herbst des gleichen Jahres, zu einem Flug von etwa dreißig angewachsen, die Gegend. Im nächsten Frühling und weiterhin kamen sie in immer größerer Masse wieder, bis man ihre Zahl auf siebentausend brütende Paare schätzte." Die Fischräuber waren in wenigen Jahren zur gefährlichen Plage geworden. Auch anderwärts gelang es erst nach langer Zeit und verhältnismäßig bedeutendem Aufwand an Mitteln, eine Menge dieser ebenso scheuen als vorsichtigen Vögel abzuschießen.

Man darf sie nur dort leben lassen, wo der Fischbestand fast zahllos und für die Ernährung der Menschen nicht wichtig ist. Daß sie bei uns nicht heimisch sind, darf als Glück gelten. Aber man hat sie doch schon da und dort, manchmal sogar in unmittelbarer Nähe von Ortschaften, brüten sehen, wo es immer nur mit großer Mühe gelang, sie loszuwerden. Man kennt sogar einen Fall, daß Kormorane bei uns mitten in einer Stadt ankamen und auf dem Kirchturm ein Nest anlegten.

Fehlt es im Binnenland an Fischen, so stellen die Kormorane auch niederen Wirbeltieren nach. Im Tiergarten zu Wien beobachtete man, daß sie sich auf Schwalbenfang eingeübt hatten. An heißen Tagen lagen sie mit tief eingesenktem Körper im Wasser, den Kopf rückwärts gebogen, mit offenem Schnabel. So lauerten sie auf hin und her ziehende Schwalben, die übers Wasser strichen. Im günstigen Augenblick schnellten die Kormorane den Hals vor, packten die Schwalben, bissen sie tot und schlangen den guten Bissen hinunter.

Diese eigenartigen Geschöpfe gehören nicht in unsere Landschaft, so wenig wie die absonderliche Art des Fischfangs, zu dem man sie im fernen Osten abgerichtet hat.

Wanderung der Festländer des Erdballs

Eine neue Erklärung zur Verteilung von Land und Meer

Von L. Rechberg / Mit 6 Abbildungen

Wenn in einem Forschungs- und Wissensgebiete veränderte oder gar völlig neue Theorien aufgestellt werden, die mit bisher bestehenden und gültigen Annahmen in Widerspruch geraten, sollte man möglichst den eigenen Worten eines Neuerers Raum geben.

Professor Dr. Alfred Wegener ist mit einem neuen Erklärungsversuch der Entstehung der Kontinente und Ozeane hervorgetreten, der zunächst durch hohe Wahrscheinlichkeit überrascht und überzeugend wirkt.

In der Geologie herrscht die Grundvorstellung, daß der Erdball seine Oberflächengestaltung durch Schrumpfung erhalten habe. Wie ein trocknender Apfel durch den Wasserverlust des Innern faltige Runzeln an der Oberfläche bekommt, so sollten sich durch die Abkühlung und damit verbundene Schrumpfung des Erdinnern die Gebirgsfalten an der Oberfläche gebildet haben. Diese Erklärung blieb nicht unwidersprochen, aber nach E. Böse fand man bisher keine andere Theorie, welche die Schrumpfungsidee ersetzen könnte.

Wegener fiel auf, daß die gegenüberliegenden Küsten des südatlantischen Ozeans dem Verlauf der Küstenlinie von Brasilien und Afrika entsprechen. Als sich ihm 1910 diese Wahrnehmung bei Betrachtung der Weltkarte aufdrängte, ließ er sie anfangs unbeachtet. Ein Jahr danach wurden ihm wissenschaftliche Ergebnisse bekannt, nach denen eine frühere Landverbindung zwischen Brasilien und Afrika greifbarer wurde, und er gelangte zu der Auffassung der Kontinentalverschiebungen. Er wählte





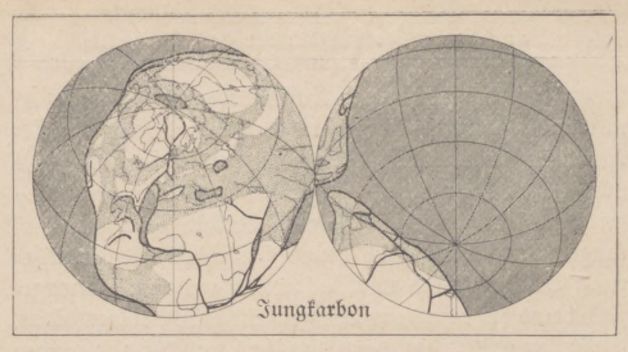


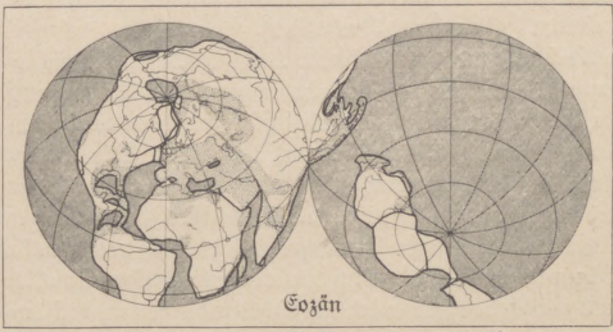
Rekonstruktion der Erdkarte nach der Verschiebungstheorie für drei Zeiten: Jungkarbon, Eozän, Altquartär. Schraffiert: Tiefsee. Punktiert: Flachsee; heutige Konturen und Flüsse nur zum Erkennen. Gradnetz willkürlich (das heutige von Afrika).

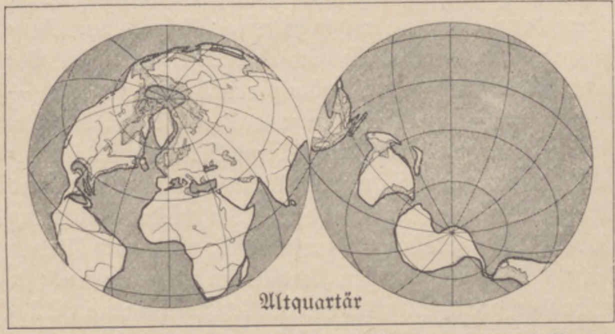
diese Bezeichnung, weil nach seiner Theorie ihr augenfälligster Bestandteil die Annahme größerer horizontaler Triftbewegungen ist, welche die Kontinentalschollen im Laufe der erdgeschichtlichen Zeiträume ausgeführt haben und vermutlich noch heute fortsetzen. Er sagt: „Insbesondere hat nach diesen Vorstellungen die südamerikanische Festlandstafel vor Millionen von Jahren unmittelbar neben der afrikanischen Tafel gelegen, ja mit dieser eine zusammenhängende große Scholle gebildet, welche erst in der Kreidezeit in zwei Teile zerriß, die dann wie treibende Eisschollen im Wasser immer weiter voneinander wichen. Ebenso hat auch Nordamerika früher dicht neben Europa gelegen und wenigstens von Neufundland beziehungsweise Island ab nach Norden mit diesem und Grönland eine zusammenhängende Scholle gebildet, die sogar erst am Ende der Tertiärzeit, im Norden sogar erst im Quartär durch eine bei Grönland sich gabelnde Spalte zerriß, worauf die Teilschollen sich voneinander entfernten. Hierbei werden die seicht überfluteten Teile der Kontinentalmassive, die sogenannten Schelfe, stets als Bestandteile der Schollen aufgefaßt, deren Begrenzung auf großen Strecken nicht durch die Küstenlinie, sondern durch den Abfall zum Tiefseeboden gegeben ist.

Ebenso wird angenommen, daß Antarktika, Australien und Vorderindien bis zum Beginn der Jurazeit unmittelbar neben Südafrika gelegen und mit diesem und Südamerika ein einziges großes — wenn auch teilweise von Flachsee überschwemmtes — Festlandgebiet gebildet haben, das im Laufe von Jura, Kreide und Tertiär durch Zerspaltung in Einzelschollen zerfiel, die nach allen Seiten auseinandertrifteten.

Bei Vorderindien handelt es sich dabei um einen etwas abweichenden Vorgang: Es war ursprünglich durch ein







Dieselben Rekonstruktionen wie in den Abbildungen auf S. 131, in anderer Projektion. Aus A. Wegener, Die Entstehung der Kontinente und Ozeane. Verlag Friedrich Vieweg u. Sohn, Braunschweig 1922.

langes, freilich meist von Flachsee bedecktes Schollenstück mit dem asiatischen Kontinent verbunden. Nach der Abtrennung Vorderindiens einerseits von Australien — in der älteren Jurazeit —, anderseits von Madagaskar — an der Wende von Kreide und Tertiär — wurde dies lange Verbindungsstück durch fortschreitende Annäherung Vorderindiens an Asien immer mehr zusammengefaltet und ruht heute in den gewaltigsten Gebirgsfalten, die unsere Erde trägt, dem Himalaja und den zahlreichen weiteren Faltenzügen Hochasiens.

Auch auf anderen Gebieten tritt die Schollenverschiebung in ursächlicher Verknüpfung mit der Entstehung der Gebirge auf: bei dem Westwärtswandern der beiden Amerika wurde ihr Vorderrand durch den Stirnwiderstand an dem uralten, tief ausgekühlten und daher widerstrebenden Tiefseeboden des Pazifiks zusammengefaltet zu dem riesigen Andengebirge, das sich von Alaska bis zur Antarktika hinzieht. Bei der australischen Scholle, zu der auch das nur durch ein Schelfmeer getrennte Neuguinea zu zählen ist, befindet sich auf der Vorderseite im Sinne der Bewegung das hohe junge Gebirge von Neuguinea; vor ihrem Abriß von Antarktika war ihre Bewegungsrichtung — wie aus unseren Karten zu sehen — anders: die heutige Ostküste war damals die Vorderseite. In dieser Zeit wurden die Gebirge Neuseelands aufgefaltet, das dieser Küste unmittelbar vorgelagert war und sich in der Folgezeit bei veränderter Verschiebungsrichtung als Girlande ablöste und zurückblieb. Aus noch älterer Zeit stammen die heutigen Kordilleren Ostaustraliens; sie entstanden gleichzeitig mit den älteren Faltungen in Süd- und Nordamerika, die den Anden zugrunde liegen, am Vorderrande der als Ganzes sich verschiebenden Kontinentalmasse vor der Aufspaltung.

Außer dieser Westwanderung sieht Wegener in weiterem Umfang auch ein Hinstreben der Kontinentalschollen zum Äquator und damit im Zusammenhang die Bildung des großen tertiären Faltengürtels in der damaligen Äquatorialzone vom Himalaja über die Alpen bis zum Atlasgebirge.

Ferner weist Wegener darauf hin, daß kleinere Schollenteile, besonders bei der Westwanderung der großen Schollen, zurückbleiben, wie dies bei der einstigen Randkette der australischen Scholle der Fall war, welche die spätere Girlande von Neuseeland bildete. So trennen sich am ostasiatischen Kontinentalrand die Randketten als Girlanden ab, so bleiben die Kleinen und Großen Antillen h i n t e r der Bewegung der mittelamerikanischen Scholle z u r ü c k und ebenso der sogenannte Südantillenbogen zwischen Feuerland und der Westantarktis, ja sogar alle sich in meridionaler Richtung zuspitzenden Schollen zeigen eine Verbiegung dieser Spitzen durch Zurückbleiben nach Osten, wie die Südspitze Grönlands, der Schelf von Florida, Feuerland, Grahamland oder das abbrechende Ceylon.

Es gibt eine Reihe bekannter Tatsachen, zum Beispiel die enge Verwandtschaft der fossilen und heutigen Tier- und Pflanzenwelt, die für jetzt weit voneinander liegende Festländer angenommen werden muß. Um diese Verwandtschaft zu erklären, gelangte man zur Annahme sogenannter Landbrücken, die einst zwischen einzelnen Kontinenten bestanden. Als gesichert gelten eine bisweilen behinderte Landverbindung zwischen Nordamerika und Europa, die erst in der Eiszeit endgültig abbrach, dann eine Brücke zwischen Afrika und Südamerika, die zur Kreidezeit erlosch, eine dritte, die „lemurische" Brücke zwischen Madagaskar und Vorderindien nach Australien,

die im älteren Jura abbrach. Auch zwischen Südamerika und Australien muß früher zweifellos eine bequeme Landverbindung bestanden haben, aber die Ansicht, daß diese durch einen Brückenkontinent im südlichen Pazifik gebildet worden sei, wird nur von wenigen Fachleuten vertreten.

Daß diese Landbrücken durch Festländer gebildet waren, die später in die Tiefe sanken und heute als Boden der Tiefsee gelten, nahm man nach der Schrumpfungstheorie ohne weitere Prüfung als selbstverständlich an, da man die Möglichkeit durch horizontale Verschiebungen der Kontinente — einen Vorgang, für den Wegener sich einsetzt — nicht in Betracht zog. Wegeners neue Auffassung richtet sich indes nicht gegen das frühere Bestehen von Landverbindungen, sondern nur gegen die Annahme der Zwischenkontinente. Er vertritt den Standpunkt, daß die heutigen Festlandschollen mit geringfügigen Ausnahmen niemals in der Erdgeschichte den Boden der Tiefsee gebildet haben, sondern stets wie heute Kontinentalschollen gewesen und geblieben sind. Nach Wegeners Theorie muß es jetzt heißen: Landbrücken bestanden, aber nicht durch später versinkende Brückenkontinente, sondern durch unmittelbare Berührung. Was heute zerstückelt ist, soll nach den bisherigen Vorstellungen durch Versinken der Zwischenglieder so geworden sein; nach Wegeners Verschiebungstheorie änderte sich das Erdbild der Festländer durch Zerbrechen und Auseinandertreiben.

Um seine Auffassung zu stützen, daß der Atlantik eine erweiterte Spalte ist, deren Ränder früher unmittelbar zusammenhingen, versuchte Wegener eine scharfe Kontrolle durch einen Vergleich des geologischen Baues der beiden Seiten. Faltungen und andere Bildungen, die

v o r dem Abriß entstanden sind und von der einen Seite zur anderen hinüberführen, müssen an ihren Enden beiderseits des Ozeans gerade so gelegen sein, daß sie in der Wiederherstellung als u n m i t t e l b a r e V e r- l ä n g e r u n g s l i n i e n erscheinen. Wegener konnte sich auf Forschungsergebnisse Keidels stützen, wonach sich ein im Süden Afrikas von Ost nach West streichendes Faltengebirge — die Zwarten Berge —, nach Westen verlängert, südlich von Buenos Aires fortsetzt, das in allem dem südafrikanischen Kapgebirge völlig gleicht. „Damit ist der Nachweis geführt, daß hier eine langgestreckte alte Faltung vorhanden ist, welche die Südspitze Afrikas durchzieht und sodann Südamerika südlich von Buenos Aires durchquert, um schließlich, nach Norden abbiegend, sich dem Verlauf der Anden anzugliedern. Heute sind die Bruchstücke dieser Faltung durch einen gleichförmigen Tiefseeboden um mehr als sechstausend Kilometer voneinander getrennt."

Für den einstigen Zusammenhang der nun so weit voneinander liegenden Festländer Afrikas und Brasiliens führt Wegener weitere Belege Brouwers an, darunter Gesteinsgruppen, in denen sich in Brasilien wie in Südafrika die Lagerstellen der bekannten Diamantenfunde anführen lassen. „In beiden Gebieten kommt die eigenartige Lagerungsform der ‚Pfeifen' vor. Weiße Diamanten gibt es in der Provinz Minas Geraes und in Südafrika nur nördlich des Oranje." Nach Wegener erscheinen die Kohlenlager Nordamerikas als die unmittelbare Fortsetzung der europäischen.

Auch zwischen Grönland und Nordamerika herrscht die nach der Kontinentverschiebungstheorie zu erwartende Übereinstimmung im Bau.

Weit weniger als über die atlantische Spalte ist in

geologischer Hinsicht über die anderen Kontinentalzusammenhänge zu sagen. Das Vorkommen von Diamanten in Indien schließt sich an die Lage dieser Fundstellen von Südafrika an. Nach Wegeners Auffassung besteht die Annahme, daß die indische Westküste mit der Ostküste Madagaskars zusammenhing, wie die Ostküste Vorderindiens unmittelbar mit der Westküste Australiens verbunden war.

Alles in allem genommen erscheint es viel leichter, gewisse Veränderungen, die durch erdgeschichtliche Vorgänge bedingt sind, durch Verschiebung und Wanderung der Kontinente zu erklären als durch die Annahme versunkener Zwischenländer. So zeigt Wegener, daß für ein versunkenes „Lemurien" kein Platz zu finden ist. Sollten sich die Theorien dieses Forschers als stichhaltig erweisen, so wäre dies in gewisser Hinsicht begrüßenswert, denn dann müßte endlich einmal das schwärmerische Gerede über die sagenhafte „versunkene Insel Atlantis" aufhören.

In großen Zügen lautet das Ergebnis dieser erdgeschichtlichen Forschungen: „Die Verbindung zwischen Australien und Vorderindien — nebst Madagaskar und Südafrika — erlosch bald nach Beginn der Jurazeit; die Verbindung zwischen Südamerika und Afrika in der Unter- bis Mittelkreide, und die Verbindung zwischen Vorderindien und Madagaskar an der Grenze von Kreide und Tertiär. Bis zu diesen Zeitpunkten herrschte an allen drei Stellen seit kambrischen Zeiten Landverbindung. Erheblich unregelmäßiger war die Landverbindung zwischen Nordamerika und Europa. Die Verbindung war in der älteren Zeit wiederholt, namentlich im Kambrium, im Perm sowie in der Jura- und Kreidezeit gestört. Der endgültige Abbruch, wie er der heutigen Trennung durch

eine breite Tiefe entspricht, kann aber erst im Quartär vor sich gegangen sein." Es ist nicht möglich, hier alles anzuführen, worauf Wegener seine Theorie zu stützen sucht. Erdgeschichtliche Tatsachen, das Vorkommen von gemeinsamen Pflanzentypen und Tieren in Afrika und Amerika, Natal und Madagaskar, zwischen dem Kap und Australien, Westafrika und Süd- und Mittelamerika wirken überraschend genug. So kommen die eigenartigen Säugetiere Australiens — Beutel- und Kloakentiere — als verwandtschaftliche Geschöpfe außer in diesem Kontinent sowie auf den Molukken und verschiedenen Südseeinseln hauptsächlich in Südamerika vor.

Wegener hat in seiner 1922 in dritter Auflage erschienenen Schrift vieles Bedeutsame zur Stütze seiner Theorie der Verschiebung der Kontinente zusammengetragen. Trotzdem ist er zurückhaltend genug zu sagen, daß die Frage nach den Kräften, welche diese Festlandverschiebungen verursacht haben und verursachen, noch zu sehr im Fluß ist, um eine in jeder Hinsicht befriedigende, abgerundete Beantwortung zuzulassen.

In einem Abschnitt seines Buches hat Wegener unter anderem darauf hingewiesen, daß Grönland zur Zeit noch westwärts „wandert". K. Sapper bemerkte im Jahre 1921: „Wenn sich einwandfrei feststellen ließe, daß Grönland tatsächlich westwärts treibt, wie J. P. Koch und nach ihm Wegener behaupten, so wäre für seine Annahme fester Grund und Boden geschaffen."

Inzwischen ist durch Messungen erwiesen, daß Grönland wandert.

Ob Wegeners Theorie fernerhin Bestätigung finden wird, bleibt abzuwarten. Ob ihr nicht beschieden sein wird, im vollen Umfang angenommen zu werden, kann zunächst zwar nicht vorausgesagt werden, gewiß aber ist

es, daß die Wissenschaft von der Gestaltung des Erdballs und der Lagerung seiner Kontinente dadurch vorwärts gekommen ist. Wegener hat unter Gelehrten Anhänger seiner Theorie gefunden. Und so darf man annehmen, daß seine Beweise geprüft und durch weitere Forschungen gekräftigt zu werden vermögen. Uns aber ist es ein erhebendes Gefühl, daß es einem der Unseren gelungen ist, mit einer bedeutenden Auffassung in einer Zeit des Druckes und der Nichtachtung hervorgetreten zu sein.

Füllrätsel

●	·	·	·	Salzhaltige Flüssigkeit.
·	●	·	·	Kleinster Bestandteil.
·	·	●	·	Altdeutsche Gottheit.
·	·	·	●	Kleines Säugetier.
●	·	·	·	Mittelalterliche Gerichtsbarkeit.
·	●	·	·	Baumart.
·	·	●	·	Idealer Beruf.
·	·	·	●	Deutscher Flußlauf.
●	·	·	·	Biblischer Prophet.
·	●	·	·	Französischer Dichter.
·	·	●	·	Lehrmittel.
·	·	·	●	Nordamerikanischer Unionstaat.

In die punktierten Felder sollen die Buchstabenpaare ah, at, bu, ch, el, el, er, es, et, fe, ig, in, jo, la, le, me, od, od, om, pe, po, so, ut, zo buchstabenweise so eingesetzt werden, daß die wagrechten Reihen Wörter beigefügten Sinnes ergeben, und die hervorgehobenen Felder eine Stelle in den Alpen an der schweizerisch-italienischen Grenze bezeichnen.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die Dämmerstunde

Ein Beitrag zum Seelenleben des Großstädters

Von Dr. Erwin Heimeran

Daß ein Ortswechsel nicht ganz ohne Wirkung auf seelische Zustände vor sich geht, ist bekannt genug, und wohl jeder hat solche Einflüsse einmal erfahren, wenn auch nicht so einschneidend, wie Menschen dies an sich erlebten, die aus unseren Breiten in Tropenländer gereist sind und sich kürzere oder längere Zeit dort aufgehalten haben. Absichtlich soll hier zunächst versucht werden, zu zeigen, welche äußersten und auffallendsten Veränderungen im Wesen von Menschen erfolgten, die aus einem gemäßigten Klima in ein Tropengebiet versetzt, dort „seelisch abnorm" geworden sind, so daß sie den Eindruck von Geisteskranken hervorriefen. Willy Hellpach behandelte in seinem bedeutenden Werk über geopsychische Erscheinungen in dem Abschnitt: Klima und Seelenleben die „seelische Abnormisierung durch Klima". Er schreibt: „Der Laie nimmt fürs Zustandekommen der Geisteskrankheiten, auch der schwersten, noch immer so gern Gelegenheitsursachen in Anspruch, daß in seinem Schuldregister auch das ‚Klima' nicht fehlt; allerdings in der üblichen Vermischung klimatischer und landschaftlicher Einwirkungen. Besonders heiße Klimate erscheinen ihm in dieser Hinsicht gefährlich; unklare Vorstellungen von ‚Sonnenstich' und ‚Hitzschlag' bilden die Grundlage für diese Meinung, die in den letzten Jahrzehnten durch mancherlei Vorkommnisse in den Tropen noch befestigt worden ist. Sind doch die meisten ‚Gebildeten', wenn man sie nach einer klimatisch verursachten Geisteskrankheit fragt, heute um die Antwort ‚Tropenkoller' nicht verlegen.

Man versteht darunter Erregungszustände, in denen

sich Neigung zu Gewalttätigkeiten, Grausamkeiten und Mißhandlungen bekundet, und zwar in einer Stärke, die das normale Verantwortungsgefühl geschwunden oder mindestens erheblich beeinträchtigt zeigt. In der Kolonialgeschichte des Deutschen Reiches hat eine Zeitlang die öffentliche Diskussion über diese ‚Psychose' eine große Rolle gespielt. In Wahrheit aber rechtfertigt es sich nicht, die Erscheinungen seelischer Erregung, die man Tropenkoller nennt, als eine besondere Geisteserkrankung zu bewerten, und ebensowenig ist ihre ausschließliche Herleitung aus dem Klima zulässig. Vielmehr handelt es sich dabei um akute Ausbrüche chronischer Erregtheit, wie sie bei den meisten ‚nervös' gewordenen Menschen vorkommen, ‚Entladungen' einer Erregung, die ihrerseits freilich durch das Tropenklima mitverursacht ist."

Hellpach schildert nun die verschiedenen Faktoren, die im Zusammenwirken den Tropenkoller bedingen, und hebt hervor: das Klima allein könne nach unseren heutigen Kenntnissen überhaupt keine Geisteserkrankung „erzeugen", es sei ihm nur die Rolle einer Mit- oder Gelegenheitsursache einzuräumen. Immerhin bleibt zu beachten, daß nach jahrelangem Aufenthalt in den Tropen, auch bei Verschonung von epidemischen Erkrankungen, die geistige Leistungsfähigkeit unterwühlt wird und Reizbarkeit im Gemütsleben eintritt. Alle Veränderungen des Wesens „bewegen sich im Bereich des Abnormen und außerhalb dessen, was man als ‚Umbildung' seelischer Eigenschaften im Rahmen des Gesunden ansprechen kann."

Man hat also demnach, was als Tropenkoller bezeichnet wird, nicht als Geistesstörung anzusehen, und klimatische Einflüsse allein sind zwar nicht als unmittelbare

oder gar ausschlaggebende Ursache dieses Zustandes zu betrachten, sie können aber doch von Einfluß werden. Von vielen Menschen, die in den Tropengebieten lebten, wird das rasche, fast unvermittelte Hereinbrechen der Nacht als störend empfunden und als hauptsächlichster Anlaß ihres reizbaren Zustandes betrachtet. Daß es so gut wie keine Dämmerstunde in den Tropen gibt, hört man oft beklagen. Die Dämmerung ist am Äquator am kürzesten und wird gegen die Pole zu immer länger. Unter dem Äquator schwankt die Dauer der astronomischen Dämmerung zwischen siebzig und siebenundsiebzig Minuten, unter vierzig Grad nördlicher oder südlicher Breite zwischen zweiundneunzig und hundertsiebenundzwanzig Minuten, unter fünfzig Grad nördlicher oder südlicher Breite zwischen zweihundertelf und dreihunderteinunddreißig Minuten. Unter den Polen werden der halbjährlichen Nacht fast hundert Tage durch die Dämmerung entzogen. Bekanntlich wachsen die Zeitlängen der Dämmerung mit den verschiedenen Tageslängen; unter dem fünfzigsten Breitengrad ergibt sich am fünfzehnten März und Ende September die sogenannte bürgerliche Dämmerung, die kürzeste Dauer von vierzig Minuten. Am Äquator findet das ganze Jahr hindurch so gut wie kein Unterschied in der Dauer der bürgerlichen Dämmerung statt. Als Anfang und Ende der bürgerlichen Dämmerung nimmt man den Zeitpunkt an, wo man im Zimmer ohne Licht die gewöhnlichen Beschäftigungen noch nicht oder nicht mehr vornehmen kann.

Die Lage am Äquator und am Nordpol bieten krasse Gegensätze. Die Arktis, also alles Land, was nördlich vom Polarkreis liegt, ist unbewohnt; nur ein Strich Sibiriens ragt ein Stück in sie hinein. Aus den Erfahrungen der Expeditionen ergibt sich, „daß die unmittelbaren seelischen

Wirkungen des arktischen Klimas ein dauerndes Dasein darin mindestens schwierig, wenn nicht unmöglich machen würden ... Zunehmende Gedrücktheit, Mattigkeit, Schläfrigkeit, Nachlassen der geistigen Leistungen, der seelischen Spannkraft, Gedächtnisverlangsamung, Gleichgültigkeit gegenüber dem Lebensschicksal: das sind die Wirkungen des arktischen Klimas." Man spricht geradezu von „Polarnervosität". Und Hellpach sagt: „Mündliche Mitteilungen scheinen mir zu bestätigen, daß, je mehr man auf den Polarkreis zurückt, desto mehr die winterliche Herabstimmung der Gemüter sich verschiebt: sie beginnt erst lange, nachdem das Dunkel die Vorherrschaft gewonnen hat, und dauert oft tief bis in den Sommeranfang hinein ... Bei gesunden Menschen werden die vom *sub*arktischen Winter erzeugten seelischen Herabstimmungen und Schädigungen durch den *subarktischen Sommer* wieder *völlig* ausgeglichen. Beim Klimawechsel bereitet allerdings auch der Sommer gelegentlich Schwierigkeiten, indem seine *hellen* Nächte chronischen Schlafmangel verursachen, der, im Verein mit der Tag *und* Nacht einströmenden Strahlungsfülle, *seelische Erregtheit* auslösen kann. Der Polarwinter setzt, weil er Polar*nacht* ist, jedem Menschen zu, und es ist zweifelhaft, ob man die ständigen Bewohner jener Striche als akklimatisiert an ihre monatelange Nacht bezeichnen darf. Sie scheinen doch durchgängig immer aufs neue an ihrem Nachtwinter zu leiden: grübelnde Melancholik, Herabsetzung des geistigen Leistungsausmaßes sind überaus verbreitet, und zwar in der unverkennbaren Färbung einer *kränkelnden Schwäche*." Dieser Zustand wird nun allerdings während des subarktischen Sommers wieder ausgeglichen. In diesen Gegenden erschwert im Sommer

die helle Nacht, der Mangel überhaupt des Tageszeitenwechsels, den Schlaf, vermindert unter allen Umständen seine Tiefe, und daraus ergibt sich ein nicht geringer Teil der seelischen Verstimmung.

Die klimatisch vollkommene Anpassung ist offenbar auch eine Frage der Rassenzugehörigkeit; Hellpach sagt: „Für die heute in der Welt zuvorderst stehende Völkerfamilie, für die germanische — und wohl auch für einen großen Teil der romanischen — besteht diese Möglichkeit nicht. Die ‚blonde' Rasse akklimatisiert sich an die Tropen auch seelisch so gut wie nie. Selbst bei größter Anpassung der Lebensweise an die tropischen Bedingungen und bei größtem Aufgebot sittlicher Energie ist Tropenaufenthalt für den nordkaukasischen Menschen gerade nur erträglich, wenn Aussicht auf Heimkehr innerhalb absehbarer Zeit oder die Möglichkeit regelmäßiger Flucht in ein nichttropisches Klima gegeben sind. Ununterbrochenes Tropenleben führt — gerade auch nach der Überwindung der ersten Ungewohnheiten und auch bei Verschonung von körperlichem Siechtum — entweder zu fortschreitend sinkendem Stand des seelischen Wohlbefindens oder — wo das subjektive Befinden sich scheinbar dem neuen Klima anschmiegt — zu deutlich krankhaften Umwandlungen; oft genug ist beides vereinigt. Eine in den Grenzen des Gesunden sich haltende Umbildung der Psyche in Anpassung an die tropenklimatischen Eigentümlichkeiten findet nicht statt."

Außer der absichtlich gewählten Hervorhebung der klimatischen Gegensätze wäre noch viel über das Wetter und seinen verschiedenartigen seelischen Einfluß auf den Menschen zu sagen, es soll hier aber nur die Dämmerungszeit besonders behandelt werden. Hellpach schreibt: „Die

große Rolle, die der ‚Abend', das heißt die abendliche Dämmerungszeit, im Volkslied spielt, könnte dazu verleiten, dieser Beleuchtungsform der Landschaft einen besonders tiefen Eindruck auf das menschliche Gemüt zuzuschreiben. Nun ist dieser Eindruck keineswegs ganz zu leugnen; er geht vom Nachlassen der Lichtfülle und der Wärme des Tages aus, von Momenten also, die besonders im Sommer wirksam sind. Aber darüber hinaus bestimmen den Effekt der ‚Dämmerstunde' doch vorwiegend landschaftliche Empfindungen, wie sie in erster Linie vom Aufhören oder dem Unterbrochenwerden des Arbeitstages und der Muße, des mehr triebhaften Lebens ausgelöst werden. Der Abend ist in dem, was er dem Menschen ermöglicht, ein echtes Mittelding zwischen dem Tag und der Nacht; indem er den Arbeitstag beschließt, wird er zu einer ‚friedlichen' Zeit, aber er gewinnt zugleich einen Einschlag des Unheimlichen, indem er das Dunkeln bringt: mit ihm beginnt das ungestörte Treiben der Lichtscheuen. Beide Eindrücke vom Abend finden wir im Volksgemüt immer wieder. Die Dämmerung ist der Schauplatz zahlreicher geselliger Veranstaltungen, aber die Dämmerungsgeschöpfe sind zugleich die Objekte abergläubischen Grausens. Diese zwiespältige Reaktion der Menschenseele auf die abendliche Lage kann auch der hochkultivierte Wanderer noch an sich erleben, wenn der hereinbrechende Abend ihm erfrischende Kühle, zugleich aber die leise Bedrückung und Schwermut des schwindenden Lichtes bringt."

Selbstverständlich kann die Wirkung der Dämmerzeit im Jahreskreislauf und auf den Menschen verschiedener Lebensalter und des Geschlechtes nicht gleich sein. Ja man darf wohl behaupten, daß auch ganze Generationen

der Zeitenfolge nach von der Dämmerzeit seelisch anders berührt und beeinflußt wurden. Und noch entschiedener macht sich bemerkbar, daß die Menschen unserer lichthungrigen Zeit gewissermaßen dämmerungsfeindlich geworden sind. Das hängt aber auch mit den anderen, leicht zu handhabenden Beleuchtungsmitteln zusammen, über die wir verfügen, die unsere Großeltern nicht besessen haben. Goethe schrieb noch:

„Weiß nicht, was Bessers sie erfinden könnten,
Als wenn die Kerzen ohne Butzen brennten."

Wenn geschildert würde, wie umständlich vor einigen Generationen noch Feuer und Licht gezündet wurde, käme ein Großstädter von heute auf den Gedanken, dies könne nur in fernen Urzeiten so gewesen sein. Man brauchte dazu einen Feuerstein, Stahl, Zunder und Späne, aber vor allem Zeit, Geduld und Geschick, bis es gelang, ein „Fünkchen zu schlagen", das im Zunder zu glimmen begann, um den Span daran entzünden zu können. Sollte diese Prozedur im Winter nicht immer wiederholt werden, wenn eine Kerze angebrannt werden sollte, so mußte auf dem Herd oder im Ofen die Glut erhalten werden. Heute genügt eine kleine Fingerbewegung, und das elektrische Licht erhellt sofort den Raum. Wo gar Zentralheizung angelegt ist, kennt kein Mensch mehr die offene Herdglut. Unsere unstet vorwärtshastende Zeit kennt in der Stadt keine beschauliche Ruhe mehr, kein stilles, müßiges Hinträumen, kein besänftigendes Sinnen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wie viele Menschen sind durch die jagende Hast des Daseinstempos um die schöne Zeit des Tages gebracht, die Dämmerung, in der das scheidende Licht allmählich verblaßt und langsam zunehmendes Dunkel alle Gegenstände im Zimmer

verhüllt. Der Großstadtmensch ahnt meist nichts mehr von den Reizen der Dämmerstunde, so wie sie unsere Großeltern kannten und liebten.

Wie viele mögen es in unseren Großstädten sein, die heute noch im schummrigen Halbdunkel still in ihrer Stube sitzen, die traulich plaudern, oder grübelnd und sinnend das allmähliche Aufflackern der Sterne am Himmel, den Aufgang des Mondes, das Knistern der Glut im Ofen beobachten? Wir Älteren wurden in unserer Jugend dazu gewissermaßen genötigt, denn man brachte uns meist erst dann Licht in die Stube, wenn es darin stockdunkel geworden war.

Wer erinnert sich noch der mahnenden Worte, wenn zu frühzeitig Licht gemacht wurde: „Man soll kein Loch in den Tag brennen!“ Ja, es bestand einst eine gewisse Scheu, Licht am „hellen Tag“ anzuzünden. Und es gibt ein arabisches Sprichwort, nach dem jedes Haus verderben müsse, in dem bei Mondschein eine Lampe brannte. Es war nicht Sparsinn allein, wenn man einst gern im traulichen Zwielicht saß, denn auch unsere Vorfahren waren haushälterisch und klug genug, zu wissen, daß emsige Hände in der Dämmerzeit mehr schaffen konnten, als das Licht kostete. Aber sie lebten noch mehr naturgebunden, nicht so hastig, geizten noch nicht so mit der Zeit wie wir, die wir „keine Zeit“ haben. Sie hielten an der Feierstunde im Dämmer fest, weil sie noch Sinn hatten für das trauliche Stillstehen des sonst so rastlos hineilenden Daseins, weil sie empfanden und wußten, daß der Mensch nicht allein in der Kirche bei sich Einkehr halten kann, heilsame Selbsterkenntnis gewinnt und Vorsätze faßt, sondern auch in den eigenen vier Wänden, im „Kämmerlein“, umgeben von den Zeugen seiner Schwächen und Fehler, seines Glückes oder Leides.

In Goethes Gedichten verschmilzt oft Dämmerung mit Nebel, einer Beleuchtung, die sein Gefühl weckte. In dem Gedicht: „An Belinden", kommt sein inneres Widerstreben gegen „so viel Lichter" klar zum Ausdruck, während er im Mondlicht „eindämmert" und träumt.

„Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein ..."

Faust ersehnt vom Mondenschein: auf Wiesen in seinem Dämmerweben, sich „die Seele gesund zu baden". Die Dämmerzeit bedeutet dem Dichter Verheißung der Ruhe und des beseligenden Friedens. Das wundervolle Gedicht: „An den Mond", beginnt mit den Zeilen:

„Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz ..."

und endet mit den Versen:

„Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht gedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Kaum zu einer anderen Tageszeit entfaltet sich das Gemütsleben so eigen, voll und tief als in der Dämmerstunde. Glücklich, wer als Kind zu Füßen der Mutter kauernd, erschauernd und ahndevoll lauschen durfte, wie sie zu erzählen begann: „Es war einmal," wer im Zwielicht um Rotkäppchen bangte, von Schneewittchen und Dornröschen hörte. Dämmerschein und Märchenzauber sind untrennbar.

Wer die Schummerstunde, ihre Gefühle und Empfindungen lockernde Macht nie erlebte, der weiß nicht, wie das Halbdunkel die Seele beruhigt, umfriedet, Erholung gewährt von der vielfältigen Last des Tages, wie im Dämmer Eingebungen frei werden, beglückende Herzensregungen aus dem Innersten quellen, heilige Gefühle die Schwingen regen, die am hellen Tag unmöglich sind.

Je tiefer die Dämmerung sinkt, umso weniger werden die Augen durch die Umwelt und alles, was außen ist, abgezogen. Geschieht es, daß wir aus dem Winkel, in dem wir sinnend gesessen, oder während der Wanderung durch das halbdunkle Zimmer ans Fenster treten, so sehen wir wohl mancherlei, aber meist wird das Auge nicht lange davon angezogen. Tanzende Schneeflocken, Nebel oder Regen, vermummte, vorüberhuschende Gestalten, Fenster von gegenüberliegenden Häusern, in denen Bekannte oder Freunde wohnen oder wohnten. Flüchtig gleiten Schatten am Vorhang hinterm Fenster drüben vorüber. Man schaut zum Himmel empor, an dem Wolken eilen oder Sterne funkeln. Dann suchen wir wohl die Ecke wieder auf, setzen uns nieder, um zu sinnen und zu träumen.

Bilder längst vergangener Tage ziehen an unserem innern Auge vorbei; trübe und heitere, schöne und widrige, die einen verklärt, die andern gemildert durch Zeit und Ferne. Szenen schweben uns vor, in der Jugend erlebte, halb vergessene, verschollene, versunkene; wir gedenken der Stunden, da wir schwach, töricht, launisch, eitel, gewissenlos waren, wir erinnern uns an einige Blicke, Bewegungen, Worte, die unser Schicksal und das Geschick anderer entschieden. Wie anders wäre wohl alles geworden, hätte uns einst der Zorn nicht übermannt, wenn wir harte Worte nicht gesprochen, die uns Herzen entfremdeten! Indes wir Vergangenes überdenken, ver-

gleichen wir fast unwillkürlich Gegenwärtiges, fragen uns, ob wir nicht nahe daran sind, die gleichen Fehler wieder zu begehen, die uns einst so verhängnisvoll gewesen, und gelangen dazu, diesmal klüger, einsichtsvoller, gerechter und geduldiger zu sein. Erinnerung an frühere Entsagung gibt uns auch die Kraft, auf abermals Ersehntes zu verzichten. Hat man einmal überwunden, wird es auch ein zweites Mal möglich werden.

Ja, in der Dämmerstunde reifen in stiller Einkehr Entschlüsse, mahnt das Gewissen und sänftigen sich Schmerzen, die das Gemüt verbittern, die Seele verdüstern.

Solche Stunden üben nur im trautesten Familienkreis oder in der Einsamkeit ihre wahre Wirkung. Am tiefsten im Spätherbst und an frühen Winterabenden. Gewiß entfaltet die Seele ihre Kräfte auch im Dämmer der sommerlichen Zeit. In Großstädten, wo uns nüchternes Häusergewirr oder gar enge, dumpfe Höfe die Aussicht ins Weite, ja sogar den Anblick des Sternhimmels verschließen, empfindet man den sommerlichen Dämmerzauber weniger. Ahnen kann man ihn wohl in der Stunde, wo Tag und Nacht ineinander fließen, in einem Garten oder in einem öffentlichen Park. Ganz aber lernt ihn nur kennen, wer das ganze Jahr oder den Sommer über auf dem Land lebt. Aber die Dämmerung zur Sommerzeit übt mehr zerstreuende Wirkung, weder Geist noch Gemüt werden so reif zur Sammlung, wie man sie zwischen vier Wänden im Halbdunkel unwillkürlich findet.

Ahnt man nun, wie Menschen unserer Breitengrade das Fehlen der Dämmerung in den Tropen vermissen? Wie die hellen Polarnächte zerrüttend auf die Seele wirken? Und ahnt der heutige Großstädter, der die Jahres- und Tageszeiten kaum mehr in den gröbsten Kontrasten kennt, was er verloren hat und immer mehr

verlieren muß? Die „Fortschritte der Technik" wirken seelenverkümmernd und gemütsverödend, die Verstandeskräfte überwuchern immer mehr. Die elektrische Beleuchtung der Straßen, das Lichtblendwerk der Schaufenster machen die Nacht zum Tage, für die Dämmerung und ihre stillen Reize ist in den Städten „keine Zeit" mehr. Betritt man gegen Abend die Häuser, so sind die Treppen überhell. Öffnet man die Türe zum Zimmer, so genügt ein Griff an der elektrischen Schaltdose, und die Glühbirnen leuchten, leuchten mit hartem, unerbittlich klarem Licht. Draußen, weit hinterm letzten Lichtergürtel der Großstadt, liegt über der freien Natur die Dämmerung gebreitet, von der man in den Häuserblöcken fast nichts mehr ahnt. Es gibt bald keinen Ruhepunkt mehr für die Menschen der Großstädte, die vom natürlichen Tag in die künstlich erhellte Nacht ohne Übergang gleiten.

Ist's zu viel gesagt, wenn betont wird, daß die Reizbarkeit des Stadtmenschen neben vielen andern Ursachen auch daher rührt, daß er nichts mehr erfährt von den stillen, gemütslösenden Kräften der Dämmerzeit? Menschen, die in Büros und Fabriken ihre Zeit verbringen, verlieren vom naturgegebenen Leben mehr, als sie ahnen. Es geht eine schwere, unklare Sehnsucht durch die Gemüter, Herzen und Seelen der Menschen unserer Städte, Sehnsucht nach der Natur, Verlangen, ihr nahe zu sein. Dumpf hat wohl mancher auch gefühlt, daß ihn das nur zu leicht aufflammende Licht um die Dämmerstunde betrogen hat. Sucht ihre beschauliche Stille, laßt euer Gemüt frei werden in ihrem stillen Zauber, den sonst bald kein Mensch mehr kennt.

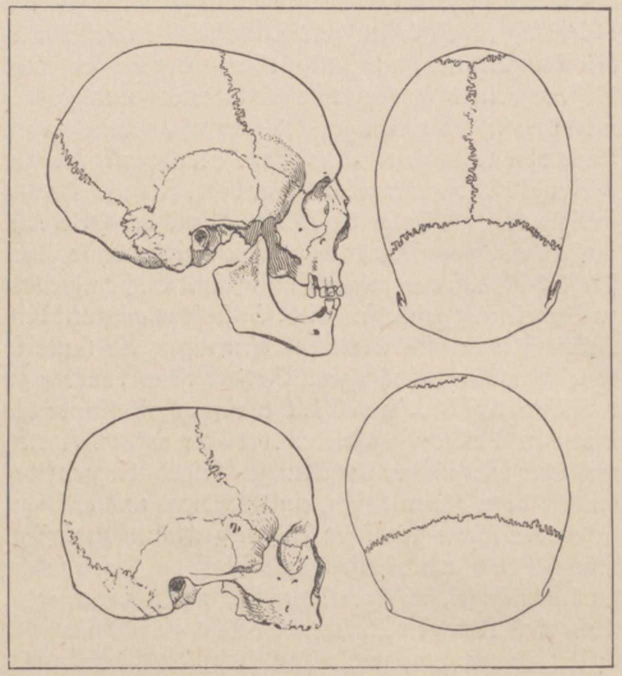
Zur Rassenkunde des deutschen Volkes

Von Dr. Erich Rüdorfer / Mit 13 Bildern

Die wissenschaftliche Forschung kann zu keiner Zeit als völlig abgeschlossen gelten. Deshalb widerstrebt es den Fachgelehrten, mit „endgültigen" Ergebnissen eines Wissensgebietes hervorzutreten. Und noch weniger geneigt sind sie, mit derartigen Arbeiten sich an einen großen Kreis von Laien zu wenden. Vom Standpunkt strenger Wissenschaft erscheint beides zwar begreiflich, ja gerechtfertigt, aber als Folge dieses Verhaltens der Gelehrten entsteht eine populäre Literatur, die nicht selten so oberflächlich ist, daß durch ihren Einfluß statt Einsicht geradezu Verwirrung geschaffen wird. So steht es auch auf dem vielumstrittenen Gebiete der Rassenfragen, die heute so viele Menschen beschäftigen. Deshalb ist es dankbar zu begrüßen, daß Dr. Hans Günther eine „Rassenkunde des deutschen Volkes" geschrieben hat, der er acht Karten und über vierhundert Abbildungen beigab, die ganz besonders dazu geeignet sind, ein lebendiges und anschauliches Verhältnis zu diesen Fragen gewinnen zu lassen. Günther hebt ausdrücklich hervor, daß der Zweck seines Buches nicht sei, sich eigentlichen Fachwerken anzureihen. Sein Bestreben ist vielmehr, den Blick zu schärfen oder besser: überhaupt einmal einen Blick, ein Verständnis, eine Aufmerksamkeit für die rassenhafte Bedingtheit der Umwelt und Geschichte zu wecken. Er sagt: „Tief durchdrungen vom Unwert alles ‚Popularisierens', das immer zugleich ein Verflachen ist, möchte dieses Buch sich am liebsten an die wenden, die eines schöpferischen Blicks fähig sind und dessen fähig sind, sich die Anregung, die aus der Rassenforschung kommt, in ihrer Umwelt dienen zu lassen."

Da es unmöglich ist, auf wenigen Seiten dem reichen

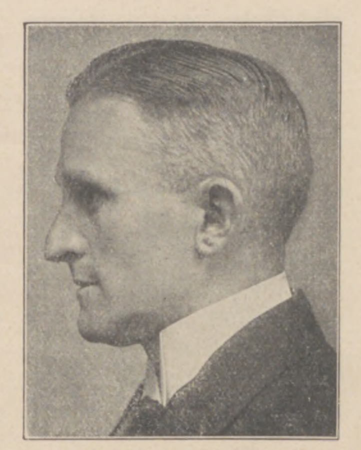
Inhalt des Güntherschen Werkes auch nur einigermaßen gerecht zu werden, sollen auch hier vor allem die Abbil=



Oben: Langschädel, unten: Kurzschädel, in Seiten= und Scheitel=ansicht. Maßgebend für die Kennzeichnung „lang“ oder „kurz“ ist die Scheitelansicht; sie zeigt, wie beim Langschädel der Längsdurchmesser den Querdurchmesser bedeutend über=trifft, während beim Kurzschädel der Querdurchmesser dem Längsdurchmesser näherkommt oder fast gleichkommt. Nach Dr. H. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, Verlag J. F. Lehmann, München.

dungen dazu dienen, den Blick zum Erfassen des Wesent=lichen zu schärfen. Im Text sollen des Verfassers An=

schauungen möglichst wörtlich zum Ausdruck gelangen. So betont Günther: Verwechselt wird: Rasse und Sprache — man spricht von germanischer, romanischer und slawischer Rasse und vermag es sich dann nicht zu erklären, wenn man einen Bewohner der Normandie, also einen Franzosen, einen „Romanen" sieht, der wie ein Germane aussieht: groß, blond, blauäugig; vermag es sich nicht zu erklären, wenn man einen ebenso großen, blonden und blauäugigen Russen oder gar Finnen sieht, da ja doch die Russen angeblich einer slawischen Rasse, die Finnen angeblich einer mongolischen Rasse angehören. Oder umgekehrt: Unter einem Vertreter der slawischen Rasse versteht der durchschnittliche Deutsche einen mittelgroßen Menschen mit breitem Gesicht, in dem die Backenknochen auffallen. Die Verlegenheit wird aber groß, wenn sich bei näherem Zusehen die Tatsache herausstellt, daß solche Menschen mit „slawischen" Zügen in Deutschland gar nicht selten sind und nicht nur im deutschen Osten, wo deutsche Sprache und slawische Sprachen aneinandergrenzen. „Romanen" sind in der allgemeinen Vorstellung dunkelhaarige, dunkeläugige, „leidenschaftliche" Menschen; sie finden sich aber unter den Deutschen auch. Auch könnte man Italiener, Spanier, Fran-



Nordisch (friesisch-hannöverscher Abstammung).

zosen, Rumänen, also lauter „Romanen", zusammenstellen, die aussehen wie die „alten Deutschen": groß, blond, blauäugig. Aber sogar unter den Finnen, die eine Mongolensprache sprechen, finden sich genug Menschen, die „germanisch" aussehen, und schließlich könnte man noch Blonde und Blauäugige unter den Berbern, insbesondere den Kabylen, in Nordafrika finden, die hamitische Sprachen sprechen wie gewisse dunkle Ostafrikaner. Die Verwechslung von sprachlicher Zugehörigkeit und Rassenzugehörigkeit führt also irr. Es gibt germanische, romanische und slawische *Sprachen*, aber keine germanische, romanische oder slawische *Rasse*. *Rasse und Volkstum decken sich nicht.* Geradeso steht es mit der noch oberflächlicheren Verwechslung von Rasse und Staatsangehörigkeit. Es gibt keine italienische, spanische, griechische oder englische Rasse. Sprache, Staatsangehörigkeit, Glaubensbekenntnis, volkstümliche Sitten und Zustände haben mit Rassen nichts, oder besser: nicht *unmittelbar* zu tun. Staatsangehörigkeit ist ein rechtlicher Begriff, Volkstum ein geschichtlich-sittentümlicher Begriff. Rasse ist ein Begriff der Naturwissenschaft, auf den Menschen angewandt: ein Begriff der beschreibenden Menschenkunde. Die Rassenforschung hat es zuallererst mit der *leiblichen* Beschaffenheit



Nordisch (Braunschweig).

des Menschen oder einzelner Menschengruppen zu tun. Das Volkstum umschließt meist Menschen der gleichen Sprache und Gesittung, der Staat Menschen eines gleichen abgegrenzten Machtgebiets, die Rasse Menschen mit den gleichen körperlichen und seelischen Erbanlagen. Die Rassenkunde beschränkt sich bis heute hauptsächlich auf die körperlichen Erbanlagen und macht selten den Versuch, die seelischen Erbanlagen zu beschreiben. Günther hat den Versuch unternommen, die seelischen Eigenschaften der einzelnen europäischen Rassen zu schildern. Das ist wesentlich!



Nordisch (Frankfurt a. M.).

Günther warnt an besonderer Stelle vor dem Irrtum: Rasse und Volk gleichzusetzen, und betont mit Beziehung auf Topinard, daß alle Völker Europas ungefähr aus denselben Rassenbestandteilen, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen, zusammengesetzt sind.

Wie kommt nun aber die Forschung in Europa zur Aufstellung vier getrennter Rassenbilder?

„Ein von außen nach Deutschland kommender Rassenforscher wäre sicherlich durch die Durcheinandermischung zunächst völlig verwirrt. Er käme vielleicht zunächst darauf, alle Blonden zu einer Rasse zu zählen, da das helle Haar ihm wohl zuerst auffiele. Schon erhöbe sich aber die Schwierigkeit, wo das Blond gegen das Braun hin ab-

zugrenzen sei. Kämen aber auch Übergänge gar nicht vor, so entstünde eine andere Verwirrung: es gibt große und kleine Blonde, kurzköpfige und langköpfige Blonde, Blonde mit blauen Augen und — wenn auch seltener — Blonde mit braunen Augen; es gibt Blonde mit weichem Haar, Blonde mit hartem Haar. Sollte der Rassenforscher danach jeweils neue Rassen aufstellen? Er käme zu einer Unzahl von Rassen, da er ja auch die Dunkelhaarigen ebenso einteilen müßte. Aber selbst wenn er so eine ganze Reihe einzelner Rassen aufgezeichnet hätte, müßte er im Laufe der Zeit die Beobachtung machen, daß beispielsweise aus einer Ehe zweier dunkler Kurzköpfe blonde Kinder mit Langköpfen oder etwa auch ein blondes langköpfiges und ein dunkles kurzköpfiges Kind hervorgingen, oder Kinder, die alle Übergänge und Zusammenstellungen zeigen. *Als Rasse dürfte er aber doch nur solche Gruppen von Menschen zusammenschließen, die immer wieder nur ihresgleichen hervorbringen.* So würde sich Verwirrung aus Verwirrung ergeben.

Führte nun ein Zufall diesen Forscher in europäische Gebiete, in denen die Bevölkerung einheitlich oder wenigstens fast einheitlich ist, oder in europäische Gebiete größter Rasseneinheit, so müßte sich eine Einteilung rascher ergeben. Er fände etwa in Schweden oder in Schleswig-Holstein große, blonde, blauäugige Menschen mit schmalen, langen Köpfen, mit heller Haut, weichem Haar und einer Anzahl sonstiger Merkmale. Er fände — beispielsweise — in den Alpen Gebiete, wo kleinere braun- oder schwarzhaarige Menschen leben mit kurzen, runden Köpfen und flacher Nase, mit gelblich-bräunlicher Haut, strafferem Haar und bestimmten anderen Merkmalen. Er fände in den Gebirgen Albaniens, Bosniens,

Serbiens, weniger zahlreich in den österreichischen Alpen, große, schwarzhaarige Menschen mit kurzen Köpfen und stark herausspringender Nase; er fände in Süditalien kleine, dunkelhaarige Menschen mit langen, schmalen Köpfen. So wäre es möglich, daß der Rassenforscher schneller zu der Einteilung käme, die dem wirklichen Rassenbild Europas entspricht.



Nordisch (Nordschleswig).

Beim Erforschen aber der zwischen den genannten Gebieten wohnenden Bevölkerung fände er weite Landstrecken, in denen das oben beschriebene Durcheinander der Merkmale herrscht; und käme es zur Zählung der Menschen nach Körpermerkmalen, so wären beispielsweise die blonden Kurzköpfe vielleicht zahlreicher als die blonden Langköpfe, so daß die Frage entstünde, ob nicht doch zwei verschiedene blonde Rassen anzunehmen seien, oder ob nicht etwa doch gerade die blonden Langköpfe aus einer Rassenmischung zu erklären seien.

Durchquert man Mitteleuropa in nord-südlicher Richtung, etwa von Schleswig-Holstein über die Alpen nach Süditalien, so ergibt sich folgendes Bild: das kleine nordwestdeutsche Gebiet der hochgewachsenen, blonden, helläugigen Langschädel mit heller Haut zeigt sich schon nicht ganz einheitlich bevölkert; in der Minderheit kommen kleinere, dunklere Menschen vor; auch mag es,

wenn auch selten, vorkommen, daß blonde langköpfige Eltern ein dunkles langköpfiges Kind haben oder ein kurzköpfiges Kind. Der Beisatz dunklerer Menschen mehrt sich aber, je weiter man nach Süden kommt, und macht sich südlich des Harzes schon bemerkbar. Schon in Mitteldeutschland ergibt sich ein vielfältiges Bild. Blonde Langköpfe leben neben blonden Kurzköpfen, dunkle Kurzköpfe neben dunklen Langköpfen, daneben eine größere Zahl mittlerer Köpfe mit mitteldunklem Haar, kleine Blonde neben großen Blonden, blauäugige Blonde neben blauäugigen Braunen. In einer Familie sind die verschiedenen Merkmale oft über alle Kinder verschieden verteilt. So bleibt das Bild in Süddeutschland, nur daß allmählich der Beisatz der Großen, der Blonden und der Langköpfe geringer, der der Kurzgewachsenen, der Dunkeln und der Kurzköpfe größer wird. Schließlich bietet sich in gewissen Gebieten der Alpen wieder ein verhältnismäßig einheitliches Bild: die dunkeln, kurzgewachsenen Kurzköpfe. Aber schon in der oberitalienischen Po-Ebene wieder eine verwirrende Vielheit; Blonde, auch kurzköpfige Blonde, treten wieder vermehrt auf, daneben kurzgewachsene dunkle Kurzköpfe und vereinzelt kleingewachsene dunkle Langköpfe. Die Blonden verlieren sich beim Verlassen Umbriens, und jetzt leben dunkle



Dinarisch (Basel. J. Burckhardt).

Mittelköpfe neben den dunklen Kurzköpfen und dunklen Langköpfen. Langköpfige Eltern haben öfters kurzköpfige Kinder und umgekehrt. Endlich verlieren sich Mittel- und Kurzköpfe, und nun geben kleingewachsene dunkle Langköpfe das Bild einer fast einheitlichen Bevölkerung. — Ähnliche Übergänge würden sich in den Bayrischen Alpen und in Tirol ergeben, wenn man auf südöstlich abzweigender Wanderung in die Ostalpen und die südslawischen und albanischen Gebirge zöge, wo sich dann wieder ein einheitliches Bild ergäbe: die hochgewachsenen Kurzköpfe mit herausspringender Nase, ein Bild, das sich gegen Griechenland wieder in Mischungen verliert."



Dinarisch (Kinzigtal [Baden]).

Fragt man nun: Wo sitzen denn die reinen Rassen?, so betont Günther: Selbst wenn es reinrassige Menschen nicht oder nicht mehr gäbe, wenn auch die Gebiete verhältnismäßig reinster Rasse durch Kreuzung verschwunden wären oder überhaupt nie bestanden hätten, selbst wenn ein wirres Durcheinander alle Merkmale gleichsam wahllos verteilen würde — selbst dann dürfte die Anschauung vom Bestehen reiner Rassenbilder nicht aufgegeben werden, selbst dann wäre die Gültigkeit reiner Rassenbilder noch nachzuweisen und durch die Vererbungserscheinungen sogar zu erweisen.

Günther unterscheidet vier europäische Hauptrassen, die er so benennt, daß eine Verwirrung oder Gleichsetzung mit Völkern vermieden wird. Die in der Rassenkunde herkömmlichen Ausdrücke für die nordische und dinarische Rasse behielt er bei und wählte als neu die Bezeichnung ostische und westische Rasse. Der Name westische Rasse wurde gewählt, weil er besser als der Ausdruck mediterrane Rasse auf das heutige und vorgeschichtliche Verteilungsgebiet der Rasse hinzuweisen vermag. Auch in Irland und Südengland leben Menschen dieser Rasse.



Vorwiegend dinarisch (Ostpreußin salzburgischer Abstammung).

Die Bezeichnung „ostisch" enthält zwar einen Hinweis auf einen asiatischen Zusammenhang, aber auch nur einen Hinweis und noch keine solche Aussage, wie sie die Bezeichnung mongoloid enthält. Günther sagt: „Immer wieder sucht man ostrassische Menschen nur in den Alpen, die zudem größtenteils ein dinarisch-ostisches Mischgebiet sind; immer wieder verwirrt den Betrachter das Auftreten ‚alpiner' Menschen in Holland, Dänemark und Norwegen."

Ferner wird ausdrücklich folgendes betont: „Als Rassenbezeichnungen ganz abzulehnen sind Völkernamen wie teutonisch, fränkisch oder germanisch für die nordische Rasse oder keltisch und etwa auch süddeutsch

für die ostische Rasse. Auch sarmatisch, rhätosarmatisch und turanisch können irreführen. Selbst nachdem sich herausgestellt hat, daß die Germanen, also auch die Franken, wie die Teutonen nordrassische Völker gewesen sind, selbst nach dieser Feststellung verbietet sich der Völkername; sonst entstehen sogleich wieder die vermeintlichen Rassengegensätze: germanisch-romanisch, germanisch-slawisch und so fort; sonst bringt ein nordrassischer Finne, der also eine mongolische Sprache spricht, bei vielen Betrachtern sofort die größte Verwirrung hervor.



Vorwiegend dinarisch (Wienerin).

„Wenn der Name möglichst wenig aussagt, tut er die besten Dienste. Er mag einen allgemeinen Hinweis enthalten, wohin der Blick sich zu wenden habe, er mag versuchen, einen Ausblick auf Herkunftszusammenhänge zu enthalten oder wenigstens nicht zu verbieten.“ Für die Betrachtung der Rassen des deutschen Volkes ergeben sich also die Bezeichnungen: Nordrasse, nordisch oder nordrassisch; Ostrasse, ostisch oder ostrassisch; Westrasse, westisch oder westrassisch und endlich dinarisch. Verwechslungen mit den Himmelsrichtungen sind dabei ausgeschlossen. Die einzige Verwirrung, die noch durch das Wort nordisch entstehen könnte, indem man etwa auf die nordischen, das heißt skandinavischen Völker und Sprachen abirrte,

stiftet wenig oder gar keinen Schaden, da skandinavisch ja in den meisten Zusammenhängen gleich nordrassisch ist.

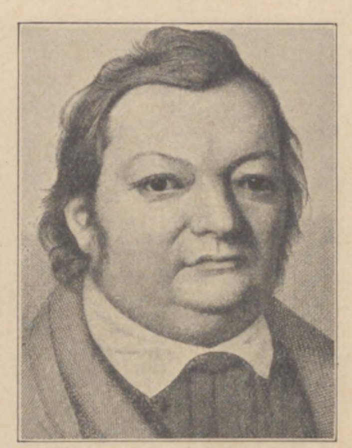
Soweit es der knappe Raum zuläßt, folgen Angaben über die körperlichen Merkmale und seelischen Eigenschaften der vier genannten Rassen. Die Gestalt des nordischen reinrassigen Menschen ist hoch und schlank. Die Körperhöhe beträgt beim Mann im Mittel 1,76 bis 1,80 Meter, doch sind Männer bis zu 1,90 Meter nicht selten. Die Schultern sind breit, die Hüften schmal. Auch beim Weibe sind im Körperbau die weiblichen Züge entschieden betont. Die nordische Rasse ist langschädlig und schmalgesichtig; die Länge des Gesichts kommt fast dem Längsdurchmesser des Schädels 90 bis 100 Prozent gleich. Das Hinterhaupt lädt weit über den Nacken nach hinten aus. Bei einem aufrecht an einer Wand stehenden langschädligen Menschen, der seinen Kopf in der Ohraugenebene hält, berührt der Hinterkopf gerade die Wand. Bei einem geradeso stehenden kurzköpfigen Menschen bleibt zwischen Hinterkopf und Wand ein Zwischenraum. Von der Seite gesehen, weicht die Stirn zurück, sie ist beim Mann mehr zurück geneigt, beim Weib mehr zurück gewölbt. Die Augen liegen zurück. Die Nase springt mehr oder weniger vor, oben mit hoher Nasenwurzel entspringend, unten meist wagrecht abschließend.



Ostisch (Ukraine).

Kiefer und Zähne stehen fast senkrecht, in einzelnen Fällen ein wenig nach vorn, nie aber so schief nach vorn, daß eine Neigung zu schnauzenartiger Mundbildung entstünde. Das Kinn ist besonders scharf ausgesprochen.

In der Vorderansicht fällt im Langrund des Gesichts die schmale Stirn, die wenig gebogenen Brauen, die länglich eingebetteten Augen, der schmale Nasenrücken, das schmale, eckig abgesetzte Kinn auf.



Ostisch (Justinus Kerner, Ludwigsburg [Württemberg]).

Wichtig für den Ausdruck des Gesichts sind die Backenknochen, die Jochbeine. Sie fallen bei der nordischen Rasse deshalb nicht ins Auge, weil sie nach den Seiten gewendet sind und fast senkrecht stehen. Die Haut ist rosigweiß. Das Haar ist blond — vom Flachshaar über das Gelbblond zum Goldblond — und dunkelt bisweilen nach. Die Haare auf dem Kopf sind d ü n n und f e i n. Günther hebt hervor: „Wie man bei Kreuzungen oft straffes Blondhaar findet, so gibt es auch Mischlinge, deren dunkles Haar das nordische Gespinst erhalten hat. Ja, das Gespinst der Haare mag oft über rassische Herkunft mehr aussagen als die Farbe. Es scheint, daß die Haarfarbe weniger erbfest ist als das Haargespinst. Ein dunkles, aber feines, schlichtes oder welliges Haar mag oft mehr nordisches Bluterbe anzeigen als ein blondes, aber hartes und straffes Haar. Es ist daher verkehrt, die nordische

Rasse als ‚die blonde Rasse‘ zu bezeichnen, wie dies so oft geschieht. Es gibt nicht nur sehr viel blonde Kurzköpfe oder kurzgewachsene Blonde, nicht nur braunäugige Blonde, sondern vor allem dem Gespinst nach straffhaarige Blonde und — besonders häufig unter den Juden — kraushaarige Blonde. Die blonde Farbe des Haares ist nur e i n Merkmal neben vielen anderen, ein zwar auffälliges Merkmal, aber eines, das die Bezeichnung ‚blonde Rasse‘ nicht rechtfertigen kann.“ Eigenartig ist den nordischen Menschen ein starker Bartwuchs mit lockigem oder leicht gekräuseltem blondem oder rötlichem Haar.



Vorwiegend ostisch (Mähren. M. v. Ebner-Eschenbach, geb. Gräfin Dubsky).

Die Regenbogenhaut, die Iris des Auges, ist bei der Nordrasse licht, von grauer, blaugrauer oder blauer Farbe. In Deutschland kommen die Kinder meist mit dunkelblauen oder dunkelgrauen Augen zur Welt; die ererbte Augenfarbe setzt sich erst allmählich durch. Auch hier kann Nachdunkeln eintreten. Nach Günthers Anschauung ist nicht nur die blaue Augenfarbe die rein nordische. Dagegen bezeichnet er Augen von undurchsichtigem, stofflich wirkendem Dunkelblau und Schieferblau als Mischlingsmerkmal. Bei Mischlingen mit nordischem Blut kommt es vor, daß die Augen f a r b e der nichtnordischen Rasse, die Augen h e l l i g k e i t der

nordischen Rasse angehört. So entstehen die hellbraunen Augen, die man hin und wieder sieht.

Günther hebt hervor, daß „nie außer acht bleiben dürfe, daß es sich bei den angegebenen Unterschieden immer nur um ein Mehr oder Weniger handelt, das die einzelnen Rassen trennt. Man wird nie schärfstens scheiden können,



Großvater (Vater der Frau) und Enkel nordischer als die Eltern der Kinder.

behauptend, diese oder jene Rasse sei so oder so geartet, man wird immer sagen müssen, sie sei hier mehr und dort minder so geartet wie eine andere Rasse, die eine habe mehr von dieser, die andere mehr von jener Eigenschaft. Dennoch: trennende Unterschiede sind deutlich erkennbar ..."

Die seelischen Eigenschaften der vier Rassen werden in dem Schluß dieses Aufsatzes im nächsten Band behandelt werden. (Schluß folgt)

Tiere als Wetterpropheten

Von Dr. K. Knoch

Uralt und vom Standpunkt des Ackerbautreibenden begreiflich ist das Verlangen der Menschen, das kommende Wetter im voraus zu erfahren. Daher ist es verständlich, daß man immer danach trachtete, Unterlagen für einigermaßen zutreffende Wettervorhersagen zu schaffen. Lange bevor die wissenschaftliche Meteorologie mit ihren in unserer Zeit trefflich organisierten Wetterbeobachtungen und systematischem Studium aller Witterungsvorgänge begann, versuchte man durch Beobachtung der Natur Anhaltspunkte zu erlangen, wodurch sich auf die Gestaltung des zukünftigen Wetters Schlüsse ziehen ließen. Unter anderem waren es Merkmale an Tieren und Pflanzen, die wahrgenommen wurden und denen man orakelhafte Eigenschaften zuschrieb. Aus Babylonien, Ägypten und dem klassischen Altertum sind uns Nachrichten überliefert und Schriften bekannt geworden, in denen von Wetterzeichen im Tier- und Pflanzenreich berichtet wird.

Wie steht es nun mit dem Wert solcher Anzeichen? Es geht damit ebenso, wie mit allen anderen, zum Teil uralten Wetterregeln, die im Volksmund weiterleben; etwas Richtiges steckt in mancher Regel, nur muß man sich vor kritikloser Verallgemeinerung hüten. Wenn die Regeln auch von noch so vielen Menschen Jahrhunderte hindurch nachgesprochen wurden, so werden sie dadurch doch noch nicht wahr. Für die Beurteilung des Wertes von Wetterregeln gilt dasselbe wie bei Prophezeiungen: das, was zugetroffen ist, wird gemerkt, was nicht zutrifft, wird gar nicht beachtet oder doch bald vergessen.

Aufmerksame Beobachter versuchten, durch mehr oder weniger fortlaufende Aufzeichnungen über das Ver-

halten der Tiere und Pflanzen ihre Zuverlässigkeit als Wetterkünder festzustellen, aber die Meinungen über den Wert dieser Feststellungen gehen doch in vielem nicht nur auseinander, sie widersprechen sich geradezu. Am unzuverlässigsten sind sicher die Ergebnisse der Beobachtungen aus dem Pflanzenreich. Meist handelt es sich dabei gar nicht um etwas Kommendes, sondern um bereits Eingetretenes, da die Pflanzen nur von schon vollzogenen Temperaturgraden und Feuchtigkeitsveränderungen der Luft beeinflußt werden.

Einigermaßen überzeugendere Berichte liegen dagegen über das Verhalten der Tiere vor.

Der Laubfrosch ist wohl der allbekannte Wetterverkünder. Wie mancher hat in seiner Jugend seine Freude an solch einem niedlichen Geschöpf gehabt, das er gefangenhielt. Aufmerksam wurde dann das an einem der Fenster stehende Glas betrachtet, worin das kleine Wesen saß und bald im Wasser, bald unten oder oben auf dem kleinen Leiterchen sitzen sollte, je nachdem es draußen regnete oder die Sonne schien. Groß war die Enttäuschung, wenn dies alles gar nicht stimmen wollte. Leben die Frösche im Freien, dann soll das abendliche Quaken im Teich schönes Wetter für den folgenden Tag verkünden. Aber oft kommt es auch ganz anders, und der Laubfrosch hat schon überall seinen Ruf als Wetterkünder verloren.

Einen anderen Kaltblütler, den Blutegel, pflegt man gleichfalls in einem Glas verwahrt gefangenzuhalten. Meist liegt er dann ausgestreckt oder auch zusammengerollt auf dem Boden des Gefäßes. Je ruhiger sich das Tier verhält, umso beständiger ist auch das Wetter, namentlich im Winter. Fängt es aber an zu zucken oder durch sonstige Bewegungen Unruhe zu zeigen, so steht ein

Gewitter bevor, oder eine Änderung des Luftdruckes kündigt sich an.

Ähnlich verhält sich der Schlammbeißer, der auch Wetterfisch genannt wird. Er lebt in schlammigen Gewässern, wird aber oft in Aquarien gehalten, wo der Fisch, dem die zehn Bartfäden ein sehr bärbeißiges Aussehen verleihen, leicht zu beobachten ist. Der Schlammbeißer ist herannahenden Gewittern gegenüber ziemlich empfindlich und kündet den Ausbruch eines Wetters durch ein lebhaftes Umherschwimmen an.

Besonders zuverlässige Wetterpropheten sollen der Volksmeinung nach die Spinnen sein, und man mag wohl manches in ihrem Gehaben mit Witterungsänderungen in Verbindung bringen können. So wird berichtet, daß in der Kriegsgeschichte die Beobachtung von Spinnen einmal entscheidend geworden sei. Als im Jahre 1794 der französische General Pichegru sich anschickte, Holland zu erobern, soll sein Generaladjutant aus dem Verhalten der Spinnen den Eintritt eines starken Frostes vorausgesagt haben, der den Holländern die übliche Wasserverteidigung durch Überflutung weiter Landstriche unmöglich machte.

Die großen Hänge- oder Kreuzspinnen weben ein senkrechtstehendes Netz, in dem sie bei beständig schönem Wetter mit eingezogenen Beinen im Mittelpunkt sitzen und auf ihre Beute lauern. Wenn man sie in Mengen sieht, schließt man im allgemeinen auf anhaltend gutes Wetter. Weben sie tagsüber fleißig an ihren Netzen, oder spinnen sie nachts daran, dann folgert man daraus, daß der nächste Tag günstiges Wetter bringen wird und reichliche Beute an Insekten für sie zu erwarten ist. Veränderliches und regnerisches Wetter soll bevorstehen, wenn man keine oder nur wenige Hängespinnen in ihren Netzen

sieht, wenn sie träg dasitzen und nur wenig oder gar nicht spinnen, oder wenn sie ihre Hauptfäden kurz machen. Der Behauptung, daß Hängespinnen bei nahendem Sturm und Unwetter ihr Netz zu verbessern und zu verstärken anfangen, um es gegen starken Wind widerstandsfähiger zu machen, steht die andere Meinung gegenüber, daß die Spinnen dann ihr Netz zerreißen und sich verkriechen, also zwei Behauptungen, die sich widersprechen und wohl beide nicht zutreffend sind. Neuerdings berichtete ein Beobachter, daß, sobald das Barometer zu fallen beginnt, die Spinne ihr Netz verläßt und sich in der Nähe verkriecht. Die Eck- oder Winkelspinne, die ihre kleineren Netze in den Ecken von Fenstern und Mauern spannt, sitzt nicht in der Mitte ihres Gewebes, sondern abseits. Anhaltend gutes Wetter soll zu erwarten sein, wenn man den Kopf der Spinne sieht, wenn sie die Beine weit vorstreckt oder über Nacht ihr Netz vergrößert. Auf eintretende Kälte schließt man, wenn sie aus der Ecke hervorkommt, hin und her läuft, mit anderen Spinnen um fertige Gewebe kämpft und wenn sie über Nacht eines oder mehrere Netze übereinander spinnt. Ob irgend etwas Zutreffendes an all diesen Angaben ist, die teilweise noch mit noch mehr Einzelheiten und ganz bestimmt angegeben werden, läßt sich nicht gewiß behaupten, da eingehendere und vor allem zuverlässige Beobachtungen fehlen.

Auch unter den Vögeln sind viele, die als Wetterpropheten gelten. Wenn die Schwalben hoch fliegen, soll gutes Wetter, wenn sie niedrig fliegen, schlechtes Wetter bevorstehen. Bei ihrem Flug erhaschen sie Insekten. Träfe die obige Regel zu, dann wären nicht die Schwalben, sondern die Insekten die Wetterkünder, die sich bei drohendem Regen nur in den unteren Schichten aufhalten, sonst aber auch in größeren Höhen spielen.

Mit dem Wetterverkünden der Schwalben ist es also auch nichts, zumal man sie häufig genug hoch oben fliegen sieht, wenn Regenwolken am Himmel stehen und es kein Kunststück ist, Regen vorauszusagen.

Von manchen Vögeln kennt man den sogenannten Regenruf, der nach weitverbreiteter Meinung schlechtes Wetter verkünden soll. Der Regenpfeifer erhielt seinen Namen von dieser Eigenschaft, aber er hat ihn gewiß nicht verdient, denn er pfeift nicht nur vor schlechtem, sondern auch vor gutem Wetter ganz lustig.

Einiges andere scheint man ernster nehmen zu dürfen. So sollen die Spechte durch besonders lautes Lärmen Regen künden, und der Buchfink soll, was wohl nicht viele wissen, ein fast untrüglicher Wetterkünder sein. Wenn er abends eigenartig schrille Töne hören läßt, dann soll es bestimmt am nächsten Morgen regnen. Hört man diese Rufe morgens, so soll es nachmittags regnen. Was daran richtig sein mag, ist ungewiß.

Daß Hühner und Tauben vor kommendem Unwetter unruhig werden, daß sie vor einem Regen ein Sandbad nehmen und ihre Schläge aufsuchen, wird fast regelmäßig beobachtet. Aber man darf diese Vögel deshalb doch nicht als Wettervorauskünder ansehen, da dieses Gebaren meist doch erst kurz vor Beginn eines Unwetters zu beobachten ist, unter Umständen also, unter denen auch der Mensch den Wetterwechsel voraussieht. Übrigens sind nicht alle Tauben so „wetterempfindlich". Während eines starken Gewitterregens beobachtete ich vier Tauben, die sich lustig auf der Spitze einer Linde tummelten. Sogar heftig niederklatschende Tropfen veranlaßten sie nicht, den nahen schützenden Schlag aufzusuchen.

Von Hühnern wird behauptet, wenn sie bei Regen

unter ein Dach flüchten, hielte der Regen nicht lange an, blieben sie dagegen ungeschützt im Freien, dann soll mit Dauerregen zu rechnen sein.

Von alters her galten Schäfer als besonders wetterkundige Leute, und man nahm an, daß sie vieles vom Verhalten ihrer Schafe gelernt hätten. Wenn Schafe begierig Gras fressen, soll Regen zu erwarten sein, wenn die Herde im Gebirg am Hang hinaufweidet, soll gutes Wetter, wenn sie den Hang hinunterweidet, soll Regen bevorstehen. Was auch am Verhalten dieser Tiere Wahres sein mag, sicher ist, daß solche Beobachtungen nicht der Grund der vielberufenen „Schäferweisheit" sind. Zweifellos ist die gute Beobachtung der Natur und des Himmels die wahre und eigentliche Grundlage der Wetterkenntnis der Schäfer. Wer so dauernd im Freien lebt und mit so viel Muße die Erde und den Himmel betrachten kann, der wird bald allerlei mehr oder weniger untrügliche Wetterzeichen herausfinden, die meist für die betreffende Gegend gültig sind, in andere Lagen übertragen aber oft gar nichts Sicheres besagen.

Wenn Hunde Gras fressen, wird behauptet, dies sei ein Anzeichen, daß es bald regnen werde. Hunde fressen Gras, um ihren Durst zu stillen, oder sie haben sich den Magen verdorben, und das Gras ist für sie ein Brechmittel, das ihnen Linderung verschaffen soll. So sagt man auch, wenn Hunde auffallend unangenehm riechen, so daß man sie nicht im Zimmer lassen kann, dies deute auf Gewitter hin. Für den Hundebesitzer, der auf solche Wetterregeln schwört, mag es wenig erfreulich sein zu hören, daß sein Hund nicht reinlich gehalten wird. Bekanntlich duften alle wohlriechenden Dinge, wie Blumen, leider aber auch weniger für das Riechorgan willkommene Sachen, stärker, wenn die Luft warm und

feucht ist. Ein ungewaschener Hund riecht zwar nicht gut, aber sein zweifelhafter Duft macht ihn darum nicht zum Wetterwechselkünder.

So könnte noch manches von Tieren erzählt werden, das mit Witterungsvorgängen in Verbindung gebracht wird. Vieles ist sicher Dichtung, nicht weniges falsche Deutung von Vorgängen, die an sich richtig sind, aber einiges ist doch darunter, was man nicht als völlig unzuverlässig abtun kann. Man könnte sagen, die Tiere brauchen ein Gefühl für Witterungswechsel, einmal um rechtzeitig Schutz zu suchen, wenn Unwetter droht, das ihnen Gefahr bringen könnte, dann aber auch, soweit sie von anderen Tieren leben, um zu wissen, wo sie diese antreffen. Man sollte übrigens draußen bei Wanderungen in der Natur die Augen mehr offen halten und nachzuprüfen suchen, wieweit sich der Ruf mancher „Wetterpropheten" aus dem Tierreich bewahrheitet oder irrtümlicherweise besteht.

Silbenrätsel

Aus nachstehenden Silben a, an, an, ba, be, ber, bi, bie, bles, bre, ce, cle, dem, des, e, fes, finn, gi, gie, hy, jet, land, le, lo, ma, mens, mo, na, na, narch, ne, ne, ne, ne, no, non, o, pro, re, ro, sau, si, son, sor, sow, sur, sper, spi, tag, tay, to, wer, za, zil sind einundzwanzig Wörter zu bilden. Liest man jeweils den dritten Buchstaben der gefundenen Wörter, so ergibt sich ein Sprichwort.

1. Regierungsform, 2. Philosoph, 3. Insekt, 4. Reinlichkeitszustand, 5. Verwundung, 6. bekanntes Gefängnis, 7. Duft, 8. europäischer Freistaat, 9. weiblicher Vorname, 10. französisches Departement, 11. Gestirn, 12. deutsche Stadt, 13. Heilverfahren, 14. Staatspräsident, 15. männlicher Vorname, 16. Fluß in Rußland, 17. Titel, 18. Ankündigung, 19. Fahrzeug, 20. Vogel, 21. Herrscher.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Signal auf „Halt!“

Von Hanns Lerch

Der Heizer kletterte die steile Eisenstiege hinab und rieb sich fröstelnd die Hände. Der Führer stand neben der Schnellzugslokomotive und stopfte gemächlich seine Pfeife.

Da sagte der Heizer: „Na, Robert, bis zum Montag hat die Spinne nun wieder ihre Ruhe.“

Der Führer strich ein Zündholz an, hielt es über den Pfeifenkopf und brummte.

„Jawohl, Karl! Tut uns auch gut.“

Der Heizer brannte nun auch seine Stummelpfeife an.

„Da wirst du dich wieder über deine Bücher hocken. Hab' ich recht, Robert?“

Lächelnd sah ihn der Führer an.

Der Heizer redete weiter: „Na ja, du bist ja auch fünf Jahre älter als ich, da zieht's einen nimmer so in die Kneipe. Weiß nicht, ob ich's nicht auch so machte, wenn ich dein Häusl und deine Wohnung hätte. Deine kleine Tochter ist ja auch da. Freilich, die Mutter fehlt ...“

„Gott hab' sie selig,“ sagte leise der Führer, „nun sind's bald drei Jahre, daß sie draußen liegt. Sähe übrigens nicht gut aus, wenn ich ins Wirtshaus gehn wollt' oder gar auf den Tanzboden.“

Der Heizer lachte.

„Wahr ist's! Eher vergißt du deine Lokomotive zu ölen.“

„Der Tabak ist feucht, da muß man paffen,“ sagte der Führer. „Na, jetzt brennt's ja!“ Befriedigt nahm er die Pfeife aus den Zähnen. „Was meinst du, Karl, wenn ich morgen doch mal auf den Tanzboden ginge?“

„Du machst doch nur Spaß.“

„Doch! Könnte sein, daß ich jemand einen Gefallen damit täte.“

„Denkst wohl gar an ein Mädel?“

„Tja. Wegen meiner Kleinen.“

Der Heizer schaute nachdenklich drein.

„Ganz unrecht wär' das wohl nicht. Ein kleines Kind will gepflegt sein. Und dann hast du ja ein Häusl, möchtest es gemütlich haben. Eine Frau, die dich nähme, täte keinen schlechten Griff.“

„Ja! Keine Mutter haben, ist nicht gut für ein Kind. Komm, Karl, darüber können wir besser auf dem Heimweg reden.“

Als sie nebeneinander hergingen, fragte der Heizer: „Was wolltest du sagen?“

„Eine Bitte hätt' ich, Karl. Komm morgen nicht in den ‚Goldenen Löwen‘. Willst du?“

„Du tanzt wohl zu altmodisch, und ich soll's nicht sehen, oder ...“

„Nein, weil ...“

Er schwieg.

„Na, weil?“

„Weil die Walli auch dort sein wird.“

„Die Walli? So? Dann komm' ich erst recht.“

„Nein, Karl, das geht nicht, weil ... ich hab' mich mit der Walli versprochen.“

Der Heizer blieb mit einem Ruck stehen.

„Du hast dich mit der Walli versprochen. Darum hat sie mich abgedankt?“

„Ja,“ sagte der Führer unsicher. „Nun weißt du's.“

Sie standen vor dem Häuschen des Lokomotivführers. Der blieb stehen und bot dem Heizer die Hand. Freundlich fragte er: „Bist du mir bös, Karl?“

„Was nützt mir das, wenn das Mädel von mir nichts mehr wissen will. Hast recht! Jeder ist sich selber der Nächste. Gute Nacht!“

Er übersah die dargebotene Hand und ging rasch weiter. An der nächsten Ecke blieb er stehen und sah zu dem Häuschen hinüber. Ja, die Walli war klug, mit dem war sie gut versorgt. Das Haus gehörte ihm, die Ausstattung war auch da. Da nahm so eine auch das Kind der verstorbenen Frau mit in Kauf. So eine also war die Walli! Und er? — Abgetan, als ob sie was gewesen wäre. Drei Jahre mit ihr zu gehen, dazu war er wohl gut, bis sie ihm vor acht Wochen abgesagt hatte, weil er einmal heftig geworden war.

Er wandte sich ab und bog in die nächste Querstraße ein.

Falsch war sie. Hinterhältig, berechnend und falsch, dachte er.

Vor einem der einstöckigen Werkhäuser blieb er stehen. Ein Fenster, das er suchte, war hell. Er klopfte an die Scheibe.

Hinter dem Vorhang sah er eine Gestalt.

„Sie ist da," dachte er, „das ist gut."

Im Dunkel erkannte sie ihn nicht gleich.

Er rief ihr zu: „Komm mal heraus, ich möchte mit dir reden."

Walli hörte die Stimme und erschrak.

„Was willst du von mir?"

Karl drängte: „Fragen will ich was. Komm heraus."

Minuten vergingen. Endlich klirrte ein Schlüssel, die Tür ging auf. Das Mädchen stand vor ihm.

„Was willst du? Mach's kurz, die Eltern sollen nicht merken, daß wir hier miteinander reden."

„Ist's wahr, daß der Robert dich heiraten will?"

„Was geht's dich an?"

„Was mich das angeht? Das fragst du noch? Mich geht's nichts an, aber um mein sauer verdientes Geld geht's, du weißt schon."

Jäh faßte er den Arm des Mädchens.

„Grobian! Pack' mich nicht so an! Geh! Ich mag dich nicht.“

Er lachte bitter.

„Früher war's doch anders.“

„Ja. So lang, bis ich merkte, daß du jähzornig und roh bist, daß du trinkst und nicht weißt, was du tust. Robert hat das auch gesagt.“

„So, so? Robert hat das auch gesagt. Ja, mit solchem Gewäsch fischt man einem ein Mädel am besten weg.“ Er atmete erregt. „Werd' nur recht glücklich mit deinem Robert. Ein Haus und ein Hausstand ist schön, nicht wahr, wenn's auch einem alten Knacker gehört.“

„Laß mich los!“ rief das Mädchen und befreite sich mit einem heftigen Ruck.

Ehe er sich's versah, klappte die Tür zu.

Er wollte hinterherstürzen, die Tür aufreißen, irgend etwas zerschlagen. Aber er bezwang seinen Jähzorn. Sie hätte ja doch nur gelacht.

Am Abend saß er in einer Kneipe und war der letzte Gast. Am Sonntag trieb er's nicht besser. Was half es? Ein guter Schnaps war das beste gegen dumme Gedanken.

Als er sich spät in der Nacht auf das Bett warf, war kein Pfennig mehr in seinen Taschen.

Nach einer Stunde ratterte der Wecker.

Karl blinzelte schlaftrunken vor sich hin. Sein Kopf war wüst und schwer. Richtig! Zeit war's zum Dienst zu gehen. Er raffte sich auf.

Trotzdem er nur wenige Minuten später kam, fand er den Führer im Schuppen.

„Du kommst heut aber spät, Karl,“ sagte Robert vor-

wurfsvoll. „Du weißt doch, der Kasten, den wir heut fahren, braucht fast eine Stunde zum Dampfaufmachen. Wenn das öfter so geht, gibt's mal einen Rüffel, aber keine Kohlenprämie."

Karl fing schweigend an zu arbeiten.

So einer, der im Frieden lebte, der konnte leicht pünktlich auf Posten sein.

Die Lokomotive schob sich zur rechten Zeit schwerfällig auf die Drehscheibe.

Die lange Wagenreihe stand auf dem Gleis vor dem Bahnsteig. Langsam rollte die Maschine vor den Zug.

Der Führer verglich die Uhren; es fehlten noch drei Minuten bis zur Abfahrt. Ein prüfender Blick glitt über den Führerstand.

Der Heizer griff nach der Ölkanne und machte sich am Getriebe zu schaffen.

Als er wieder neben dem Führer stand, sagte der: „Mach' mehr Feuer, das Wetter ist feucht, und die große Steigung im Tal verlangt Kraft."

Schweigend schaufelte der Heizer Kohlen ein.

Der Hebel des Ausfahrtsignales ging in die Höhe. Der Fahrdienstleiter hob die Hand. Der Führer gab Dampf. Langsam zog die Maschine an.

Karl schaute den Führer ernst an. „Du willst also die Walli heiraten?"

„Laß mir meine Ruh," brummte Robert. „Ich muß bei dem Nebel aufpassen."

Weiter ging's. An den Vorstädten langsam vorbei. Dann kreuzten sie klappernd die vielmaschige Eisenbrücke über dem Fluß. Nun kam auf ein paar Kilometer gerade Strecke.

Der Führer rief: „Noch ein paar Schaufeln, Karl! Unsere Spinne scheint auch Montagsmucken zu haben."

Der Heizer gehorchte.

Nach einer Weile sagte er: „Der Walli will ich's weiter nicht verdenken. Aber du bist zu alt für sie."

„So? Meinst du?"

„Du bist ein Mann, der seine Ruhe haben will. Aber die Walli will Putz und Tanz, Theater und Kino."

„Ich werde sie schon auf andere Wege bringen."

„Wie willst du das anfangen?"

„Gut will ich mit ihr sein."

Karl lachte.

„Das glaub' ich beinah. Du bist ja auch so ... so, na, ich will sagen, so gut und schlau."

„Was meinst du damit?"

„Wenn einer dem andern was Schlechtes nachsagt, das ist doch schlau? Oder?"

Der Heizer schwieg und schaufelte Kohlen ein. Rasch flogen sie an der Blockstelle vorbei. Jetzt führte die Strecke in das Flußtal. Der Führer drosselte den Dampf. Kurven kamen.

„Der verflixte Nebel," knurrte der Führer.

Dann kam die Steigung. Der Führer gab Volldampf; die Maschine fing an zu stampfen.

Karl trat neben den Führer.

„Weißt du, daß ich fast drei Jahre lang mit der Walli gegangen bin und manchen Taler für sie bezahlt hab'?"

„Ja."

„Und du bist mein Freund?" rief er laut, um das Klappern des Zuges zu übertönen.

Ein leises Lächeln huschte um die Lippen des Führers. „Was kümmert sich ein Mädel um Freundschaft? Wenn ich die Walli auch nicht bekäme, dich will sie ja doch nimmer. Red' von was anderem, Karl! Wir sind im Dienst."

„Spielst dich als Vorgesetzter auf? Das ist bequem. Da braucht's kein klares Wort!"

„Ich muß aufpassen!"

Der Zug erreichte die Wasserscheide, die Strecke wurde wieder besser übersehbar. Die Sonne schien heller und zerteilte den Nebel. Im raschen Tempo eilte die Lokomotive weiter. Nun mußte man nur noch bei der Einfahrt in den großen Bahnhof achtgeben, wo die Nord- und Südlinie sich kreuzten.

Der Führer schwieg.

Der Heizer dachte an Walli und betrachtete das Gesicht des Führers. Eifersucht und Zorn wallten in ihm auf. In seinem Hirn hämmerte das Blut.

Jäh wandte er sich dem Führer zu.

„Du, hörst du? Ich mein' ..."

„Was willst du schon wieder ...?"

„Gib die Walli auf!"

„Laß mich jetzt damit in Ruh'!"

„Ich will aber nicht!"

Drohend stand er da.

Der Führer schrie: „Rühr' mich nicht an! Du bist toll!"

„Ja, ich bin wild!"

Er umschlang den Führer und fauchte: „Einer von uns muß aus der Welt!"

Mit aller Kraft drängte er den Führer zur Tür.

Der wehrte sich und konnte sich doch kaum losreißen.

Am Boden mußte eine Öllache gewesen sein, der Führer glitt aus, der Heizer hob ihn hoch und bog seinen Oberkörper über die eiserne Halbtüre.

Unter ihm raste die Schotterung vorbei zu grauen Streifen verwischt. Immer wieder versuchte sich der Führer zu wehren.

Was war das? — Stand das Vorsignal, das letzte vor

dem großen Bahnhof, nicht auf „Halt!“? Und dort hinten — ja, dort sah er die Wagenreihe eines Güterzugs, der langsam ausfuhr und das Gleis kreuzte.

Da raffte der Führer alle Kraft zusammen, biß in die Hand des Heizers, nutzte das sekundenlange Zusammenzucken, um seinen Oberkörper aufzurichten, warf sich mit der ganzen Wucht seines Leibes auf den Bedränger. Der strauchelte, ließ los, so daß der Führer ihn umfassen konnte. Mit aller Kraft schleuderte er ihn auf den Kohlenhaufen im Tender und sprang mit einem Satz an die Bremse.

Nein, dazu war es zu spät! „Gegendampf, Gegendampf,“ schoß es ihm durchs Hirn. Die Maschine schleuderte, aber der Zug stand doch; wenige Meter vor dem Hauptsignal.

Kaum hundert Meter vor dem Schnellzug rollten die Wagen des Lastzuges quer über das Fahrgleis.

Der Heizer erhob sich schwerfällig und stand neben dem Führer. Der sagte: „Da schau hin und denk' dir aus, was du hättest anrichten können. Nicht um dein und mein bißchen Leben war mir's, aber um das von den Hunderten hinter uns im Zug. Schäm' dich!“

Da brach der Heizer fast zusammen.

„Schau nach dem Feuer! Wir haben zu wenig Druck im Kessel.“

Der Heizer bot ihm die Hand.

Der Führer griff danach und sagte ruhig: „Vorwärts! Wir tun unsere Pflicht.“

Vom Kopfschmerz

Von H. Ferres, prakt. Arzt

Ob es wohl jemand gibt, der noch nicht von Kopfschmerzen geplagt worden ist? — Das ist kaum glaublich. Eigentlich ist es auch verständlich. Denn vom einfachen Schnupfen bis zur tödlich verlaufenden tuberkulösen Hirnhautentzündung, vom Schädelbrummen nach einer durchschwärmten Nacht bis zum schweren hysterischen Leiden gibt es wohl kaum ein Übelbefinden oder eine Krankheit, die nicht irgendwie einmal den Patienten mit Kopfschmerzen quält.

Man kann zwei große Gruppen von Kopfschmerzen unterscheiden: solche, die im Zusammenhang mit anderen Krankheiten, also lediglich als ein Krankheitsanzeichen, ein Symptom, auftreten, und den sogenannten „nervösen" Kopfschmerz, der, solange keine genauere Ursache nachzuweisen ist, als Leiden für sich angesehen werden muß. Bei der ersten Gruppe handelt es sich fast immer um Reizung der Empfindungsnerven des Schädeldaches oder der Hirnhäute. Zunächst kann eine Erkrankung des Gehirns oder seiner Hirnhäute vorliegen, doch ist zu bemerken, daß die Hirnmasse wahrscheinlich nicht schmerzempfindlich ist. Bei Entzündungen der Hirnhäute, auch bei Hirngeschwülsten sind die äußerst heftigen Schmerzen bisweilen unmittelbar auf die erkrankte Stelle beschränkt. Hier sind die Beschwerden zunächst einmal mechanisch, durch den Druck der Geschwulst oder der Eiteransammlung, bedingt; dann kommen aber auch Reizungen durch Gifte in Frage, die von den erkrankten Teilen abgesondert werden. Auf derartige Giftwirkungen sind beispielsweise solche Kopfschmerzen zurückzuführen, die im Beginn einer von Bakterien hervorgerufenen Krankheit auftreten, wie besonders beim Typhus. Auch

bei Nierenentzündungen, Zuckerkrankheit, Magen- oder Darm-Erkrankungen treten häufig Kopfschmerzen auf, die mitunter äußerst heftig werden können, und die auch zurückzuführen sind auf Gifte irgendwelcher Art, die mit dem Blute den Hirnhäuten zugeführt werden und dort Reizungen verursachen. Besonders gefürchtet sind Kopfschmerzen im Verlauf einer Nierenentzündung, denn sie sind häufig die Vorboten der sogenannten „Urämie". Darunter versteht man, wie schon der Name sagt, eine Durchsetzung des Blutes mit äußerst giftigen Abfallstoffen aus dem Urin (Ur = Urin, abgekürzt; -ämie, vom griechischen haima = Blut).

Daß ein Rausch ganz schweres Schädelbrummen nach sich zieht, dürfte vielen wahrscheinlich aus eigener Erfahrung bekannt sein. Aber auch übermäßiger Nikotingenuß, ganz gleich ob durch Rauchen, Kauen oder Schnupfen, kann sich durch heftige Kopfschmerzen rächen. Auch chronische Vergiftungen anderer Art, wie von Blei und Morphium, sind von Kopfschmerzen begleitet.

Störungen in der Blutversorgung des Gehirns können gleichfalls zu heftigsten Beschwerden führen. Unter solchen Umständen entspricht entweder die Menge des dem Hirn zugeführten Blutes den normalen Verhältnissen nicht, da sie zu groß oder zu klein ist, oder das Blut hat nicht die richtige Zusammensetzung. Der erste Fall tritt ein, wenn durch Störungen im Herzen das Blut sich staut und nicht genügend mit Sauerstoff durchlüftet werden kann, so daß allerlei Abfälle aus dem Stoffwechsel nicht fortgeschafft oder unschädlich gemacht werden können. Der zweite Fall liegt bei verschiedenen Formen der Bleichsucht vor, bei denen sich abnorme Zustände in der Blutzusammensetzung finden.

Keinesfalls darf, wenn ein Patient wegen Kopfschmerzen den Arzt aufsucht, vergessen werden, Nase, Rachen, Ohren und die Augen genau zu untersuchen. Eine von der Nase ausgegangene Stirnhöhlenentzündung oder gar Vereiterung verursacht oft als einziges Anzeichen heftige Schmerzen in der Stirn oberhalb der Nasenwurzel; eine Mittelohrentzündung zeigt sich, besonders bei Kindern, häufig durch anhaltende einseitige Kopfschmerzen an; daß faule Zähne durch Reizung der zugehörigen Nerven vielfach heftige Kopfbeschwerden verursachen, ist wohl bekannt. Vor allem das sogenannte „Gesichtsreißen" ist in vielen Fällen durch einen kranken Zahn entstanden.

Häufig genug sind Kopfschmerzen aber auch hervorgerufen durch Augenstörungen irgendwelcher Art. Sogar Kurzsichtigkeit kann sie verschulden; von schweren Augenkrankheiten, wie grüner Star, Regenbogenhautentzündungen — die braune, blaue, graue ringförmige, die Pupille umgebende Haut ist die Regenbogenhaut — ganz abgesehen. Eins wäre noch zu bemerken: bei allen Augenbeschwerden, auch den geringsten, und zum Brillenbestimmen, ist unbedingt der Arzt aufzusuchen. Niemals soll man sich dem Optiker anvertrauen. Das Auge ist das kostbarste Sinnesorgan des Körpers. Häufig können Kopfschmerzen auch durch Narben am Schädel verursacht sein.

Rheumatische Veränderungen in der Gesichts- und Halsmuskulatur sind gleichfalls häufig Ursache von Kopfschmerzen. Beim Untersuchen solcher Fälle findet man mitunter knotenförmige Verdickungen in den betreffenden Muskeln; wenn man diese durch Massage beseitigt, so schwinden meist auch die Kopfschmerzen.

Neben diesen vielgestaltigen Möglichkeiten gibt es noch

nervöse Kopfschmerzen, für die man bis jetzt eine greifbare Veränderung irgendwelcher Art nicht als Ursache bezeichnen kann. Wenn sie auch oft im Zusammenhang mit allgemeinen nervösen Erkrankungen, wie der Hysterie, auftreten, so kommen sie doch auch ebenso häufig ohne jede andere Begleiterscheinung vor. Vor allem in der Form der Migräne. Man versteht darunter anfallsweise auftretende, meist halbseitige Schmerzen in der Schläfen- und Hinterhauptgegend, die oft mit Übelkeit, Augenflimmern und seelischer Niedergedrücktheit verbunden sind; sogar Sprachstörungen und Erbrechen kommen gelegentlich vor. Die echte Migräne tritt gewöhnlich schon in der Jugend auf. Gelegentlich wechseln Migräneanfälle mit Epilepsieanfällen ab.

Was die Behandlung von Kopfschmerzen betrifft, so muß davor gewarnt werden, ohne genaue ärztliche Untersuchung selber zu quacksalbern. Freilich wird man durch die Unmasse der Kopfschmerzmittel nur zu leicht dazu verführt. Manche sind auch oft wirksam; bei rheumatischen und nervösen Kopfschmerzen hat sich mir das Migränin gut bewährt. Aber unter allen Umständen muß doch versucht werden, das Leiden an der Wurzel zu fassen, das heißt die zugrunde liegende Krankheit zu erkennen und zu behandeln. Bei Kurzsichtigkeit ist eine passende Brille nötig, bei Bleichsucht allgemeine Körperkräftigung, bei Herz- und Nierenkrankheiten schonende und dann wieder übende Behandlung. Gelegentlich können sogar operative Eingriffe notwendig werden, beispielsweise die Eröffnung der Stirnhöhle bei Vereiterung, der Schädelhöhle bei Geschwülsten. Eins aber ist immer zu beachten: möglichst einfache, zurückhaltende Lebensweise muß geführt werden; jede Ausschweifung kann sich bei manchen Patienten bitter rächen. Vor allem

wenn es sich um Menschen mit reizbarem Nervensystem handelt. Hier ist vorsichtiges, zartes Eingehen nicht nur auf empfundene Beschwerden, sondern auf die ganze Veranlagung unbedingt erforderlich. Jedenfalls sollte bei allen Formen von Kopfschmerz, die länger anhalten oder häufiger auftreten, ein zuverlässiger Arzt aufgesucht werden, denn es gibt so viele Ursachen und gegebenenfalls so ernste, daß es ein Verbrechen gegen sich selber ist, wenn, wie das leider so oft geschieht, der Patient sich selber „behandelt" oder gar Pfuschern in die Hände liefert.

Dreisilbige Scharade

Könnten wir in unsern Tagen,
Was die ersten Silben sagen,
Alle miteinander werden,
Gäb' es keine Schuld auf Erden,
Keinen Neid, noch Haß und Streit,
Sondern Freunde allezeit.

Unsre dritte, hart und kalt,
Gar verschieden von Gestalt,
Noch verschiedener an Wert,
Wird gar mannigfach begehrt.
Willst du bauen, willst du bilden,
Wege schaffen in Gefilden,
Kannst bei keiner dieser Taten
Je der dritten du entraten.

Und das Ganze kannst erschauen
Du an hohen, stolzen Frauen,
Deren Schönheit sie ergänzen.
Auch in Kronen sieht man's glänzen.
Doch wer, was die ersten sagen,
Bleibt in Glücks- und Unglückstagen,
Der kann freudig und in Ehren
Unser Ganzes leicht entbehren.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Mannigfaltiges

Das Bett in Flammen

„Herr Kommissar, wie soll ich das Ihnen schildern? Sie werden mich auslachen!"

Der Kriminalkommissar außer Dienst Egloff setzte sich langsam.

„Nein, Herr Berend — so heißen Sie doch?"

„Ja!"

„Nehmen Sie Platz. Hier, bitte, zünden Sie sich eine Zigarette an."

Als der junge Mann saß, sprach Egloff weiter: „Wäre Ihnen die Angelegenheit nicht so wichtig vorgekommen, hätten Sie heute morgen gegen sechs Uhr nicht schon Ihre Braut besucht, um sich mit ihr zu besprechen?"

Der junge Mann schaute verblüfft auf. „Woher wissen Sie das?"

„An Ihren Schuhen und Beinkleidern sieht man noch Schmutzspritzer. Wir hatten aber heute morgen ungefähr gegen sechs Uhr einen kurzen Gewitterregen, dann läßt das blonde Haar auf Ihrer Schulter vermuten, daß eine Frau — vermutlich Ihre Braut — Ihnen sehr nahe gekommen war. Aber jetzt erzählen Sie mir. Sprechen Sie frank und frei."

„Herr Kommissar, ich habe viel von Ihren großen Erfolgen gehört; und da dachte ich, Sie könnten mir auch helfen, obgleich ich gar nicht weiß, ob in meinem Falle überhaupt etwas Kriminelles vorliegt. Ich bin Kaufmann und werde ganz gut bezahlt. Meine Braut heißt Elli Seidler. Wir möchten gern heiraten, aber das Gehalt, was ich jetzt beziehe, das langt dazu nicht. Nun habe ich eine alte Erbtante, die kennt auch Elli und hat uns sehr gern. Ihr Testament wollte sie bestimmt zu unseren Gunsten abfassen; vor einigen Wochen hat sie sogar gesagt, sie wolle mir in diesem Jahr noch eine größere Summe geben, damit ich mich schon bei ihren Lebzeiten selbständig machen und heiraten könnte. Aber seit Anfang dieses Monats hat sie gar nichts mehr davon erwähnt. Wenn ich sie danach fragte, wich sie mir aus, und gestern sagte sie mit einem ganz sonderbaren Ausdruck, den Gedanken

solle ich mir aus dem Kopf schlagen, ich bekäme weder vor noch nach ihrem Tode Geld. Jeder Mensch sei ein Sünder, auch sie, und sie müsse das Geld für ihr Seelenheil hingeben. Sie habe sich lange gesträubt, aber seit sie in jeder Nacht mahnende Erscheinungen gesehen habe, könne sie nicht länger zögern, wenn sie nicht ewig verdammt sein wolle."

Egloff lehnte sich zurück.

„Hat Ihre Frau Tante erzählt, welcherart diese Erscheinung gewesen ist?"

„Ja, sie sagte, sie wäre eines Nachts erwacht und hätte ein unerklärliches Angstgefühl gehabt. Auf einmal wären blaue, zarte Flämmchen aus ihrem Bett gesprüht. Eine Weile wäre sie unbeweglich liegen geblieben. Aber dann hätte sie sich aufgerichtet und nach den Flammen gegriffen. Da wären es aber keine feurigen Flammen gewesen, sie hätte sich nicht verbrannt, nur ein Gefühl gehabt, als ob sie in Spinnweben gegriffen hätte. Dann wäre ein ganz eigenartiger Duft im Zimmer gewesen, fast als wenn sie in einem Tannenwalde gegangen wäre, so hätte es gerochen. Zuerst hätte sie an einen Traum geglaubt, aber dann, als sich die Erscheinung in drei aufeinanderfolgenden Nächten dreimal wiederholt hätte, wäre sie des festen Glaubens, daß dies Zeichen seien, an ihr Seelenheil zu denken."

„Haben Sie sonst noch irgend etwas wahrgenommen, das auf die Sinnesänderung Ihrer Frau Tante schließen läßt?"

„Nein."

„Wie lebt Ihre Frau Tante? Geht sie viel aus?"

„Nein. Sie verläßt kaum ihre Wohnung. Seit einiger Zeit scheint sie sogar den sonntäglichen Kirchgang aufgegeben zu haben."

„Ist sie allein in der Wohnung?"

„Ja, nur Kathrine, die alte Aufwärterin, kommt des Morgens und auch nachmittags einmal ein Stündchen. Und dann ist jede Woche zweimal Kaffeekränzchen."

„Wann findet denn das statt?"

„Abends."

„Wissen Sie, wer daran teilnimmt?"

„Ja. Frau Kanzleiinspektor Blum, eine Frau Amtsgerichtsrat Bernt und eine Frau Isfeldt, eine Privatiere, alles Damen im Alter meiner Tante."

Egloff erhob sich. „Herr Berend, für heute entschuldigen Sie mich. Was ich tun kann, wird getan. Geben Sie mir die Adresse Ihrer Frau Tante."

Der junge Mann sah verdutzt drein, als wolle er sagen, ob das alles sei. Dann schrieb er Namen und Straße auf ein Blatt Papier.

„Danke, Herr Berend. Sie hören in einigen Tagen von mir."

Als der junge Mann gegangen war, setzte sich Egloff wieder und sagte vor sich hin: „Das kann eine Halsstarrigkeit der alten Dame sein, ebensogut aber ein Verbrechen, was sich da entwickelt." Er spann den Gedanken nicht weiter und las die kleinen Anzeigen der Abendzeitung. Auf einmal stutzte er und schnitt eine dieser Ankündigungen aus. Dann murmelte er: „Es könnte auch eine Erbschleicherei sein." —

Am nächsten Morgen gegen elf Uhr wanderte ein älterer Mann langsam die Lindenallee entlang. Er trug eine abgegriffene Aktenmappe unter dem Arm, hatte eine Art blauer Uniformjacke an und eine Mütze auf, wie sie die Boten der städtischen Lichtwerke tragen.

Vor dem Hause Lindenallee 44 blieb er lange stehen, zog einen Stahlzwicker aus seiner Tasche, klemmte ihn auf die Nase und blätterte in seinen Papieren. Dann ging er in das Haus. Er zog an dem weißen Porzellanklingelknopf, über dem auf einem schwarzen Schild zu lesen war: Frau Elisabeth Brandt.

Die alte Aufwärterin öffnete.

„Ich komme vom Elektrizitätswerk," sagte der Mann mit dem Stahlzwicker.

„Gestern war doch schon einer da, den Zähler abzulesen," sagte die alte Aufwärterin.

„Ich soll etwas an der Leitung nachsehen."

„Lassen Sie den Herrn doch herein, Kathrine. Es ist gut, wenn die Leitung einmal nachgesehen wird. Wir verbrauchen fast das Doppelte an Strom wie im vorigen Jahr um diese Zeit, trotzdem wir so sparsam sind. Da muß etwas nicht in Ordnung sein."

„Frau Brandt?“ fragte der alte Mann.

„Jawohl, kommen Sie nur herein.“

Im Flur stand ein junger Herr, Frau Brandts Neffe.

Der alte Beamte trat näher und leuchtete mit einer Taschenlampe den Zähler ab.

„Der ist in Ordnung,“ sagte er kopfschüttelnd, „es muß in den Zimmern sein.“

Im Wohnzimmer fand er nichts. Im Schlafzimmer blieb er verwundert stehen und sagte in der gutmütigen Vertrauensseligkeit alter, harmloser Leute: „O, was haben Sie für ein schönes Bett, die Knöpfe leuchten ja reineweg wie Gold.“

„Ja,“ sagte Frau Brandt, „es ist neu und ganz aus Metall.“

„Da schläft es sich gewiß fein drin.“ Der alte Beamte plauderte weiter. „Die Frau Rat Bernt, bei der ich vorhin die Leitung nachgesehen habe, hat sich auch ein Metallbett gekauft. Das ist gewiß jetzt Mode geworden. Sie läßt auch schön grüßen und sagen, sie käme übermorgen ganz bestimmt zum Kränzchen.“

Der junge Mann schmunzelte, und Frau Brandt lachte belustigt.

Dann ging der Beamte noch durch die beiden anderen Zimmer und sagte schließlich: „Ich will noch einmal im Keller nachsehen, es muß an der Zuleitung liegen. Ich sage unserm Ingenieur Bescheid, daß er selbst einmal herkommt.“ Dann empfahl er sich höflich. —

Am nächsten Tag erhielt Fritz Berend von Kriminalkommissar Egloff folgendes Schreiben: „Kommen Sie und Ihr Fräulein Braut am Freitag abend acht Uhr zu Ihrer Frau Tante.

Ergebenst Egloff.“

Berend las kopfschüttelnd die wenigen Zeilen, darauf ging er zu seiner Braut.

Am Freitag abend waren die Damen des Kaffeekränzchens schon beim zweiten Stück Kuchen angelangt. Frau Amtsgerichtsrat Bernt schimpfte mit Frau Isfeldt über die Teuerung, und die Frau Kanzleiinspektor Blum hielt der Gastgeberin, Frau Elisabeth Brandt, einen langen Vortrag über ein Lochstickmuster. Da klingelte es.

Die Tante erhob sich, öffnete und begrüßte ihren Neffen Fritz und Elli freundlich.

Es dauerte nicht lange, da klingelte es wieder.

Diesmal war es eine verschleierte Dame, die kam. Sie schien mit der Wirtin sehr vertraut zu sein, denn sie ging ohne abzulegen und ohne große Begrüßung in das Wohnzimmer und setzte sich.

Zum drittenmal schrillte die Flurglocke.

„Geh du mal hin, Fritz," sagte die Tante, die gerade beim Eingießen des Kaffees war.

Der Neffe folgte und öffnete die Tür —

„Ah, guten Abend, Herr Egloff ..."

Der legte den Finger auf den Mund.

„Ich heiße Doktor Söresam, Herr Berend."

Der verstand und führte den Kommissar in das Wohnzimmer.

Etwas unbeholfen sagte er zu Frau Brandt: „Du erlaubst, Tante, ein alter Bekannter ..."

Egloff unterbrach ihn: „Ganz recht, gnädige Frau, mein Name ist Doktor Söresam."

„Doch nicht der bekannte Spiritist?" fragte Frau Brandt erstaunt.

„Jawohl, in eigener Person." Egloff lächelte. „Die Überraschung Ihres Herrn Neffen, mich unvermutet zu Ihrer heutigen Sitzung einzuführen, scheint geglückt zu sein."

Die alten Damen waren ebenso freudig erregt wie neugierig. Auf Kaffee und Kuchen achteten sie wohl wenig. Es waren kaum ein paar Minuten vergangen, da stand der dreibeinige Tisch im Zimmer, und die Kette war gebildet.

„Ich glaube, Ihnen heute abend eine höchst interessante Sitzung versprechen zu können," sagte Doktor Söresam, stand auf und verschloß die Türen.

„So, meine Damen, nun wollen wir den Tisch fragen, was wir tun sollen."

Das Licht wurde abgedämpft, alle legten die Hände auf die Tischplatte. Tiefes Schweigen herrschte.

Da fing der Tisch an zu klopfen. Bald war der Sinn der Worte enträtselt. Sie hießen: „Geht in das Schlafzimmer nebenan! Ihr erlebt dort eine große Überraschung."

Sie standen alle auf, drängten sich zur Tür. Frau Brandt öffnete. Ein vielstimmiger Schrei ertönte. Das Bett Frau Brandts stand in züngelnden blauen Flammen.

„Die furchtbare Erscheinung," stammelte Frau Brandt. Eine Frauenstimme schrie auf, und das elektrische Licht im Wohn- und Schlafzimmer leuchtete hell.

Doktor Söresam umklammerte eisern den Arm der verschleierten Dame und sagte: „Meine Herrschaften, verzeihen Sie, wenn ich nun meinen richtigen Namen nenne: Kriminalkommissar Egloff. Aber Sie werden das verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß noch jemand in diesem Kreis seinen rechten Namen nicht nannte: diese Dame hier."

„Wer?" fragte die Amtsgerichtsrätin. „Fräulein Reßmann?"

Egloff lächelte. „Sie wählt ihre Namen je nach dem Land, in dem sie sich aufhält. Sie heißt Sonja Scszinenski und ist eine bekannte Betrügerin. Zu ihrem Handwerk scheint auch der spiritistische Bauernfang zu gehören, nicht wahr?"

Die verschleierte Dame stieß erregt ein paar fremdsprachliche Worte hervor.

Egloff sprach weiter: „Diese Dame ist die ‚Braut' eines internationalen Hochstaplers, der Sergej Duchmanoff heißt ..."

„Was wollen Sie von mir?" zischte wütend die Scszinenski.

Egloff sah sie ruhig an. „Was ich will? Sie verhaften, meine Beste, oder sollten Sie nicht wissen, daß Sie in allen Ländern eine gesuchte Persönlichkeit sind?"

„Und was wollte sie bei uns?" fragte aufgeregt Frau Brandt.

„Erbschleichen," erwiderte Egloff. „Sie veranstalten doch schon seit einiger Zeit mit Fräulein Reßmann spiritistische Sitzungen. Sie lasen den Namen in einer kleinen Anzeige der Abendzeitung? Nun versucht sie besonders bei abergläubischen alten Damen ihr Heil und regiert die Geister, die den Tisch bewegen, in ihrem Sinne. Zuerst hatte doch der Tisch gesagt, daß Sie dem ‚Bunde der Wahrheit' beitreten sollten? Der Mitgliedsbeitrag ist dort übrigens gar nicht gering."

Erstauntes „Ja" klang von allen Seiten.

Egloff hob seine Stimme: „Dann verlangten die Klopfgeister etwas Seltsames. Frau Brandt solle in einem Metallbett schlafen, wenn sie einem großen Unheil entgehen wolle. Stimmt das?"

„Ja," sagte leise die Gastgeberin.

„Drittens sagten die Klopfgeister, die Dame, die dreimal hintereinander in drei aufeinanderfolgenden Nächten eine Erscheinung sehen werde, müsse ein Vergehen sühnen und ihren irdischen Besitz ihrem Seelenheil opfern. Damit war der ‚Bund der Wahrheit' als Empfänger gemeint. Sie, verehrte gnädige Frau" — Egloff wandte sich an Frau Brandt — „waren beinahe so weit ..."

Frau Brandt nickte betroffen.

„Das Bett flammte, weil es ein Metallbett war, und weil der sogenannte Gatte Sonjas, ehe er zum Verbrecher emporstieg, Elektroingenieur war. Die spiritistischen Sitzungen dauerten doch immer ziemlich lange, Licht durfte auch nicht brennen, und da fällt es einem geübten Einbrecher nicht schwer, zum Schlafzimmerfenster einzusteigen und ein paar Drähte an dem Bett zu befestigen. Die aber waren mit einer Einrichtung verbunden, die sogenannte Teslaströme, das sind die blauen, sprühenden Flammen, die Sie sahen, erzeugte. Der Schalter hierzu war unten im Garten vergraben. Sehr geschickt! Mein Kompliment für Ihren Gatten, verehrteste Sonja Secszinenski. Heute mußte ein Geheimpolizist die Schaltanlage bedienen, da Ihr Gatte leider seit acht Uhr polizeilich verhindert ist. Und jetzt kommen Sie, Sie werden von uns erwartet."

Egloff drehte sich um und ging zur Tür. Da standen zwei Herren und führten die Secszinenski ab.

Egloff wollte sich verabschieden.

Da hielt ihn der junge Berend am Ärmel fest.

„Wie haben Sie das so schnell herausbekommen, Herr Kommissar?"

„Das will ich Ihnen gern erklären. Erstens durch das Inserat in der ‚Abendzeitung', dem auch Ihre Frau Tante die Bekanntschaft der gerissenen Sonja verdankt, zweitens durch einige Straßenbeobachtungen und ein paar Aktenbündel, drittens aber

durch den starken Stromverbrauch, das Metallbett und den leisen Ozongeruch, der bei Teslaströmen immer auftritt, und zuallerletzt durch die Liebenswürdigkeit Ihrer Frau Tante."

„Wieso?" fragte Frau Brandt erstaunt.

Egloff erwiderte: „Hätten Sie den alten Beamten vom Elektrizitätswerk nicht so freundlich aufgenommen, wüßte ich doch gar nichts."

„Waren Sie das auch?" fragte der Neffe, „ich dachte schon ..."

„Man soll nicht zuviel denken!" Egloff lachte. „Ich hoffe, daß ich im Herbst zu den Kunden Ihres neu zu gründenden Geschäftes gehören darf, oder wird das wieder durch eine überirdische Erscheinung verhindert werden?"

Frau Brandt strich über die Wange ihrer künftigen Schwiegernichte und sagte aufatmend: „Nein. Das wird nicht mehr möglich sein."

Hanns Lerch.

Liebe, Glück und Ehe im Sprichwort

Daß es Menschen gibt, die in der Liebe kein Glück haben, steht fest. In vielen Sprichwörtern kommt diese Tatsache zum Ausdruck. Die „Enterbten" des Liebesglückes tröstet die „Weisheit der Gasse", wie man die Sprichwörter genannt hat, mit den Worten: „Wer in der Liebe kein Glück hat, den begünstigt das Glück im Spiel." So heißt es auch:

„Lieben und Singen,
Läßt sich nicht zwingen."

Mit andern Worten wird dasselbe gesagt:

„Lieben und Beten,
Läßt sich nicht nöten."

Noch etwas derber lautet das Sprüchlein:

„Gezwungene Liebe und gemalte Wangen dauern nicht."

Daß die Liebe blind ist und deshalb „hinfällt, wo sie will", ist auch keine neue Weisheit; darum sagt man auch: „Die Liebe fängt von sich selber an", und „Liebes geht über Schönes", und „Jedem dünkt seine Braut die Schönste", und „Keinem ist sein Liebchen ungestalt". Der Pintzgauer Bauer schwört darauf, es

gäbe keine Schönere auf Erden als seine Pintzgauer Bäuerin mit ihrem großen Kropf. Wenn sie den nicht hätte, so meint er, sie hätte ihre Glieder nicht alle.

Liebe ist nur um Liebe zu erkaufen, um Geld kann man sie nicht haben. Ein kranker König sandte einst alle seine Hofleute aus, ihm einige Beeren zu suchen, die ihm als heilkräftig gepriesen worden waren. Alle Hofschranzen bedauerten höchlich, daß sie solche Beeren leider nicht finden könnten. Zur gleichen Zeit ging ein armer Mann in den Wald und suchte für sein krankes Weib solche Beeren. Nach langem Suchen fand er so viel davon, daß sie einen großen Topf füllten. Er hatte die Beeren unter einem stacheligen Dornbusch gefunden. Das bezeugt die Wahrheit der Worte: „Die Liebe scheut die Dornen nicht," oder: „Liebe überwindet alles." Mit der Liebe ist's wie mit dem Glück:

„Das Glück, es klopft bei manchem an,
Der Narr läßt's vor der Türe stahn."

Ein wenig trübselig klingt das Sprüchlein:

„Glück und Weiber haben die Narren lieb,
Und gehn dem Weisen aus dem Weg."

Allbekannt aber ist das Sprichwort:

„Wer's Glück hat, der führt die Braut heim."

Ehe ohne Liebe, darauf reimt sich Wehe. Darum sagt man:

„Gezwungne Ehe
Bringt Herzen Wehe."

Ist die Ehe wider Willen ohne Liebe geschlossen worden, dann wird aus dem Ehestand ein Wehestand, und die Worte bewahrheiten sich:

„Der Ehestand ist ein Hühnerhaus:
Der eine will hinein, der andre will heraus."

Fragt man, wer das Wehe in der Ehe am meisten verschuldet, so gibt die Spruchweisheit an:

„Oft liegt die Ursach an dem Mann,
Oft ist die Frau auch schuld daran."

In der derben Sprache der alten Zeit findet man manches

Wahre ausgedrückt. So schrieb einer, der den Leuten nicht nach Gefallen redete: „Eheleut gibt man mit den Händen zusammen, und mit den Beinen laufen sie oft auseinander. Da wär' viel zu sagen, wie die elenden Ehen meist daherkommen, daß nicht gleich und gleich sich zusammentun, nicht allein an Gut, sondern auch an Mut. Da kommt's denn oft, daß in acht Tagen das eine wollt', das andre wär' ein Wolf und liefe wieder in' Wald."

Wo jedoch Liebe und Eintracht herrschen, da steht es wohl, denn:

„Durch Eintracht und durch Zärtlichkeit
Verringert sich das schwerste Leid."

Eine gute Frau ist ein Schatz, denn: „Eine üble Haushälterin kann in der Schürze mehr aus dem Haus tragen, als der Mann mit dem Erntewagen einfährt", und: „Was die Frau erspart, ist so gut, als was der Mann erwirbt." Wahr ist auch im höheren Sinne: „Wo die Frau recht wirtschaftet, wächst der Speck am Balken." K. M. Gn.

Wenn man rechtzeitig niest...

Seit Jahren erleben wir, daß Minister einander in so rascher Folge ablösen, daß sogar politisch ernstlich beteiligte Männer nicht imstande wären, die Namen der Parteigrößen aufzuzählen, die seit den Tagen der Republik als Minister tätig gewesen sind. Wem das ungeheuerlich oder gar beispiellos scheint, der möge sich damit trösten, daß auch das schon dagewesen ist. Unter Menschen wiederholt sich eben alles, da ähnliche Lagen die gleichen Folgen zeitigen.

Unter Isabella II., Königin von Spanien, die von 1833 bis 1858 auf dem Thron saß, erlebte dieses Land einen wüsten Wechsel von Reaktion und Revolution, von Despotismus und Anarchie. Damals wechselten die Ministerien so häufig, daß Spanien in fünfundzwanzig Jahren siebenundvierzig Ministerpräsidenten, einundsechzig auswärtige, achtundsiebzig Finanzminister und sechsundneunzig Kriegsminister kommen und gehen sah.

Eines Tages gab es in Spanien wieder einmal keine Minister.

In dieser Krisenzeit fiel es dem Schriftsteller Caramoras ein, nach Madrid zu reisen, um alte Freunde wiederzusehen und ein paar angenehme Tage mit ihnen zu verbringen. Zunächst suchte er einen alten Jugendkameraden, Roncalis, auf, der inzwischen Minister geworden war. Die Freunde hatten eben ein wenig geplaudert, da kam ein Hofbeamter und teilte Roncalis mit, die Königin habe befohlen, er möge unverweilt zu ihr kommen. Damit war das freundschaftliche Plauderstündchen recht unangenehm unterbrochen. Roncalis wollte sich aber nicht von Caramoras trennen und bat ihn, er möge ihn in den Palast begleiten. Nach der Audienz wollten sie dann behaglich miteinander speisen.

Als Roncalis den Palast betrat und mit dem Freund in das Vorzimmer ging, ließ die Königin den Minister sofort rufen. Im Kabinett erfuhr Roncalis, daß ein neues Ministerium gebildet werden sollte. Die Verhandlungen zogen sich lange hin, bis es endlich doch so weit kam, daß Roncalis zum Ministerpräsidenten ernannt ward.

Im Vorzimmer zog es stark, Caramoras spürte die ersten Anzeichen eines Schnupfens und wollte gehen, blieb aber doch noch eine Weile, da er den Freund nicht enttäuschen wollte.

Indes beriet man im Kabinett, wer in das neue Ministerium zu berufen sei. Mit Mühe und Not kam es endlich so weit, daß alles besetzt war, nur für das Ministerium der Kolonien fehlte noch ein geeigneter Mann.

In diesem Augenblick nieste Caramoras im Vorzimmer mehrmals hintereinander. Die Königin horchte und fragte: „Wer ist da im Vorzimmer?“

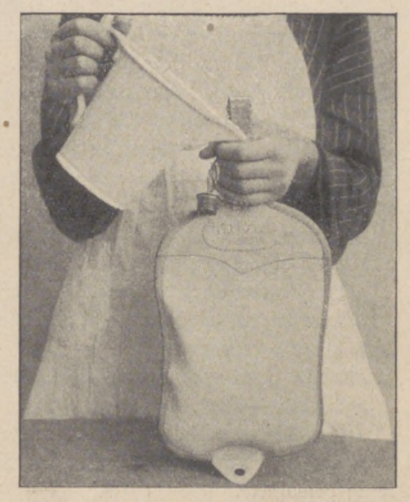
Roncalis, der neugebackene Ministerpräsident, verbeugte sich: „Majestät, es ist mein Freund Caramoras, der bekannte Schriftsteller. Wir haben uns lange nicht gesehen, er besuchte mich heute, und ich bat ihn, hier auf mich zu warten.“

Die Königin sagte: „Herr Caramoras? Das trifft sich gut! Den können wir brauchen. Er soll Kolonialminister werden.“

Caramoras wurde hereingerufen, nahm die Wahl an — und Spanien war wieder einmal gerettet. Das Ministerium war vollzählig. C. Tr.

Ein vielseitig verwendbarer Gummibeutel

Der Erfinder dieser „Gesundheits-Gummiflasche“, die zu verschiedensten Zwecken dient, hat diesem „Mädchen für alles“ den Namen „M i n n a“ gegeben. Wie unsere Abbildung zeigt, ist dieser Gummibeutel, der eben mit Wasser gefüllt wird, an sich zwar nichts Neues. Aber die dazugehörigen Tiele ermöglichen eine so weitgehende Verwendung, daß es sich um eine originelle Erfindung handelt, die unter gesetzlichem Schutz steht. „Minna“ dient als Wärmeflasche, in der sich das heiße Wasser langsam abkühlt; man kann die aus bestem mineralisierten Gummi hergestellte Flasche auch als Eisbeutel und Kompresse verwenden. Bei Eisenbahnfahrten dient sie, mit Luft aufgeblasen, als weiches Luftkissen, das sich sogar für schwere Personen brauchbar erweist. Man kann die mit Wasser gefüllte „Flasche“ auch als Spülapparat und zum Klistieren benützen, und zwar für Kinder wie auch für Erwachsene. Für all diese Verwendungsweisen wird eine besondere Vorrichtung geliefert, die in den Hals des Gummibeutels eingeschraubt werden kann. So gibt es auch eine Vorrichtung zum Duschen und zur Kopfwäsche mit kaltem und warmem Wasser. Auch eine Brause läßt sich am Verschlußteil anbringen. Der Gummibeutel wird in der Einheitsgröße von zwanzig mal dreißig Zentimeter aus



Ein vielseitig verwendbarer Gummibeutel.

bestem Material hergestellt, so daß selbst bei täglicher Benützung mit jahrelanger Dauer zu rechnen ist.

Die Erfindung kommt Gesunden und Kranken zugut, ist bei entsprechendem Preise vielseitig verwendbar und damit als nützlicher Apparat empfehlenswert. S. T.

Lügenschippel

Leise, ganz leise drückte Doktor Linde die Schlafzimmertür auf. Mitternacht war längst vorüber, und da drüben im Gitterbettchen ein kleiner Bub schlummerte, war Vorsicht geboten. Behutsam legte der Vater ein Handtuch als Lichtdämpfer über die elektrische Lampe und drehte dann auf.

„Du hast ja einen Lorbeerkranz!" flüsterte, sich halb erhebend, Frau Hildegard und deutete auf ein grünes Blättergewinde, das er überm Handgelenk trug.

„Herausgeschossen!" sagte er stolz und drückte ihn seiner Frau auf die Hängezöpfe.

„Den hat gewiß ein anderer liegen lassen!"

„Wenn du spottest, bekommst du weiter nichts!" warnte Klaudius Linde geheimnisvoll.

„Hast du denn noch was mitgebracht?"

„Freilich! — Rate!"

„Einen Affen, wie's letztemal!" neckte sie.

„Hilde, keine Majestätsbeleidigungen! Ich bin beinahe Schützenkönig geworden!"

„Du hast es doch selber eingestanden damals!"

„Nur den Kater, bitte!" wehrte er ab.

„Ein Kater stammt immer vom Affen ab! Aber: Friedenschluß! Ich muß sehen, was du erschossen hast!"

„Da mußt du dich schon aus den Federn bemühen, Frau Ungeduld!"

Hilde Linde zögerte einen Augenblick, aber schließlich siegte doch die weibliche Neugierde, die auch bei Nacht nicht schlummert, und sie schlich leise hinter dem Preisschützen drein in die Küche.

Auf dem sauber gescheuerten Anrichtetisch stand ein großer bäuerlicher Henkelkorb, der ihr fremd war. Klaudius lüftete

den Deckel ein wenig und ließ Frau Hilde das Näschen hineinstecken.

„Oh, eine Gans!“ rief sie, ein wenig enttäuscht und doch auch erfreut. Das arme weiße Federvieh, das sich in sein Schicksal und das enge Gefängnis gefügt hatte, zog nur so weit den Schnabel aus dem Flügelflaum, daß es Frau Hilde prüfend anblinzeln konnte.

„Na, wie stehe ich da?“ fragte er mit lustigem Stolz über sein Schützenglück.

„Wenn du dir Mühe gibst, ganz gerade!“ stichelte sie weiter. „Aber warum bringst du sie lebendig? Ich kann sie nicht umbringen, nicht um ein Schloß!“

„Dummchen! Man muß sie doch erst richtig mästen! Aber jetzt ins Bett! Du holst dir sonst noch einen Schnupfen.“

Am andern Tag hatte die Gans schon Sitz und Stimme in Lindes Familienkreis. Auf der Veranda vor der Küche war ihr eine Notwohnung in geräumiger Kiste hergerichtet worden; die Reste von gelbem Polentagries und grauem Kriegsmehl aus schmalen Zeiten sollten ihr zum Schmerbauch gedeihen. Linde sparte aber auch mit Hafer nicht, denn er wollte eine Mastgans in die Küche liefern, während Klein-Erich sich um eine freundschaftliche Vertrauenstellung zu ihr bewarb. Die neue Hausgenossin paßte sich den Erwartungen ihrer Umgebung überraschend schnell an. Sie wurde rund und fett, aber auch zutraulich zu ihrem kleinen Spielgefährten, der ihr dafür bald genug Freiheit in Küche und Altane erwirkte. Auch Frau Hilde gewann nach und nach eine gewisse Zuneigung zu ihr, so daß sie den Zeitpunkt des Festschmauses mit heimlichem Unbehagen näherrücken sah. Sie hielt kleinen Sticheleien seinerseits über das „Gänsespital“ und ihren „Familienzuwachs“ ohne Empfindlichkeit stand und war immer wieder erfinderisch in glaubhaften Aufschubgründen. Aber endlich, endlich — es war Klaudius Lindes Namenstag — sollte die Gans doch dran glauben. Ein Weiblein aus dem Pfründehaus, das ohne Gefühlsduseleien alt geworden war, hatte Auftrag, ihr das Dasein abzukürzen.

Dem Bübchen, das sich von dem lebendigen Spielzeug unter

Tränen trennte, wurde ein Märchen aufgebunden, daß sein „Gisselchen" wieder heim zum Bauer müsse; und Frau Hilde kämpfte einen schweren Kampf aus zwischen ihrem mitleidigen Herzen und dem kriegsgestählten Hausfrauenverstand. Endlich rang sie sich zu einem Entschluß durch. Sie hatte ja ein bißchen Schmutzgeld im guten Versteck, das eigentlich für einen Winterhut bestimmt war. Das entnahm sie heimlich ihrem Taschentuchbehälter, ging auf den Markt und kaufte eine andere Gans. Die eigene bekam aber das alte, brave Spittelweiblein unter dem Arm mit ins Altersheim: die halbvergessenen Mütterchen dort draußen sollten auch mal einen Festschmaus haben. Er war ihnen wohl zu gönnen. Verbunden mit einem guten Werk, wurde Hildes kleine Unaufrichtigkeit gewissermaßen zu einer frommen Lüge.

Dann kam der Namenstag und der gebratene Vogel duftete durchs Haus.

Lindes saßen um den blumengeschmückten Speisetisch und ließen sich's wohl sein. Das heißt, so ganz ungetrübt und von Herzen wohl war es dem guten Festkind doch nicht. Rechte Lust zum Essen wollte nicht kommen, weil ihn ein Gefühl von Mitleid mit der Gans beschlich.

„Ich komme mir vor, als ob ich mit dem Volkswort, ‚jemanden vor Liebe auffressen', Ernst machen sollte." Damit suchte er sich über seine Rührung hinwegzuscherzen und hielt sich doch auffällig an den Rosenkohl.

„Man muß sich nichts einbilden!" wehrte Hilde ab und legte ihm noch ein Stück Braten vor.

„Na," sagte Klaudius verwundert, „gib dich nicht großzügiger als du bist. Es ist unbehaglich, ein Tier zu verspeisen, mit dem man Freundschaft gehalten hat!"

„Mir scheint, du willst mich weiter frozzeln!" sagte Hilde ein bißchen beklommen. „Ich finde, eine Gans schmeckt wie die andere und gebraten kennt man sie nimmer voneinander!" Aber sie meinte das anders, als ihr Gatte es verstehen konnte.

Da schrillte draußen die Wohnungsklingel. Klaudius wurde verlangt, und zwar zu seinem größten Erstaunen von drei alten Weiblein. Frau Hilde erschrak, aber da es bei allen dreien ein

bißchen dämmerig im Oberstübchen geworden war, erschien ihr ein Abwenden des Verrats im letzten Augenblick verfehlt. Streng genommen war es ja kein Verbrechen, das sie begangen hatte.

Die Alten statteten als Abordung von dem sturmgesicherten Lebenswinkelchen draußen ihren Dank aus für die gute Gans, und Namenstagwünsche dazu, weil Klaudius' Namentlich sei. Der liebe Herrgott möge es ihm vergelten, denn sie könnten es nicht. Aber beten wollten sie für ihn und Frau und Kind. Mit zitternden Händen hielten sie ihm einen leuchtenden Asternstrauß entgegen, der zu ihrem Welksein in wunderlich wehmütigem Gegensatz stand.

Als sie dann, um ein paar neue Markstücke reicher geworden, wieder davongehuscht waren, brach Frau Hilde in krampfhaft zurückgehaltene Tränen aus. Klaudius aber nahm sie versöhnlich in seinen Arm.

„Ein Lügenschippel bist du zwar!" sagte er, ihr lustig drohend, „aber ein gescheiter! Es war ein schöner Gedanke von dir, den alten Mütterchen eine Freude zu bereiten. Und nun komm wieder an den Tisch, denn jetzt wird es mir erst richtig schmecken, weil ich weiß, daß diese Gans mit uns in keinem Freundschaftsverhältnis stand."

Rolf Römer.

Was einem recht ist, ist dem anderen billig

Zorn, Haß und Mißachtung entladen sich leicht in mehr oder weniger derben Schimpfworten. Und es gibt einen Grad von Ingrimm und Erbitterung, wo man nach Ausdrucksmitteln sucht, die solche Stimmungen dauernd wachzuhalten geeignet sind. Sonderbarerweise kamen auf solche Art Hunde zu gewissen Namen. Christen riefen ihre Hunde aus Abscheu vor ihrem Verfolger Nero mit dem Namen des Verhaßten. Während der Jahrhunderte hindurch immer wieder erneuten Türkengefahr erhielten Hunde den Namen „Sultan" oder „Hassan". Viele alte, heute noch da und dort gebräuchliche Hundenamen gehen auf verhaßte geschichtliche Personen zurück. So: Turenne und Melac. Nach dem ungarischen Henker von Arad, Haynau, sind viele Hunde gerufen worden.

Als König Richard nach einem Kreuzzug vom Sultan Saladin, bei dem er als Gast geweilt, Abschied nahm, erbat er vom Herrscher der Türken eine Gunst. Der Sultan zeigte sich willig, ihm zu gewähren, was in seiner Macht läge. Da sagte der König: „Mein lieber Bruder, ich bitte dich, du mögest verbieten, daß man die in deinem Reiche wohnenden Christen künftig nicht mehr ‚Christenhunde‘ nennt.“

Freundlich sprach der Herr aller Moslime: „Großmächtiger Bruder, gern will ich deinem Wunsch willfahren, allein du mußt dann auch mir eine Bitte erfüllen.“

Der König zeigte sich bereit und fragte: „Worum willst du mich bitten?“

Da lächelte der Sultan und sprach: „Verbiete, daß hinfort in deinen Landen die Hunde ‚Sultan‘ genannt werden. B. C.

Sein letzter Wunsch

In der verwilderten Zeit nach einem großen Kriege kam eines Tages ein offenbar wohlhabender Mann in einer größeren Stadt an, zog in einem Gasthaus ein und suchte am nächsten Vormittag einen Barbier auf. Dieser bemerkte, daß der Fremde eine wohlgefüllte Brieftasche bei sich trug und glaubte annehmen zu dürfen, daß er noch eine größere Summe Geldes in einer sogenannten „Geldkatze“ verwahrte, die unter der Weste um den Leib gebunden war.

Während der Barbier dem Mann den Bart abnahm, entstand ein grausiger Entschluß in seinem Hirn. Ohne sich auffällig zu benehmen, riegelte er, unter dem Vorwand ein schärferes Messer aus dem Kasten zu nehmen, die Tür ab. Eine Weile rasierte er den Fremden ruhig weiter, dann schnitt er ihm plötzlich die Kehle durch.

Wohl gelang ihm, die Leiche zu verstecken. Aber dann kam das Verbrechen doch ans Licht. Nachdem das Todesurteil gesprochen war, fragte man den Mörder, ob er noch etwas zu sagen, oder einen Wunsch auszusprechen habe. Mit teuflischem Zynismus erklärte der Mörder: „Ich wünschte mir nur, den Herrn Oberrichter rasieren zu dürfen.“

Daß diese letzte Bitte nicht erfüllt wurde, wird man begreiflich finden. O. Jm.

Ländlich, sittlich

Zur Zeit, als Bismarck noch lebte, wirkte in China ein bedeutender Staatsmann, Li Hung Tschang, der in den verfahrenen Verhältnissen seines Vaterlandes Ordnung geschaffen hatte. Der „chinesische Bismarck", wie man ihn nannte, bereiste vor nun bald dreißig Jahren Europa und besuchte nacheinander die bedeutendsten Staaten und Politiker. Als er nach England kam, legte er in London am Denkmal des Generals Gordon einen Kranz nieder. Charles George Gordon war mehrere Jahre hindurch in China gewesen und hatte sich dort durch die Unterdrückung des Taipingaufstandes Verdienste erworben. Die durch Li Hung Tschang vollzogene Ehrung des während der Aufstände im Sudan getöteten Generals, wurde in England, wo man den General hoch verehrte, beifällig aufgenommen.

Die Familie Gordons wünschte sich bei dem chinesischen Würdenträger zu bedanken, man wußte aber nicht recht, in welcher Weise das am besten gemacht werden könnte. Da erinnerte man sich, daß Li Hung Tschang, als er Gast bei Bismarck in Friedrichsruh gewesen war, an der Dogge des Fürsten großes Gefallen gefunden. Ein Neffe Gordons besaß eine preisgekrönte, wertvolle Bulldogge, und man beschloß, dieses Tier dem chinesischen Staatsmann zu schenken.

Li Hung Tschang hatte sich reisefertig gemacht und wollte eben an Bord gehen, als man ihm die Bulldogge übergab, die er nach chinesischem Herkommen mit überschwenglichem Dank entgegennahm.

Nach einigen Monaten gab es in der Familie Gordons eine große, unerwartete Überraschung. Aus China traf ein langes Dankschreiben Li Hung Tschangs ein, der nochmals seiner Freude Ausdruck gab, in so liebenswürdiger Weise beschenkt worden zu sein. Dann aber kam eine Stelle, die dem Spender geradezu vor den Kopf stieß. Li Hung Tschang schrieb: „Unmöglich können Sie sich vorstellen, wie Ihr Geschenk mich erfreute. Der Braten schmeckte herrlich und das ausgelassene Fett soll uns gelegentlich als wirkungsvolles Heilmittel dienen. Leider konnte ich von dem

vorzüglichen Braten nur wenig kosten, denn mein schwacher Magen erlaubte mir nicht, so viel davon zu essen, als ich wünschte, verzehren zu dürfen. Umso besser schmeckte die herrliche Gabe meinen Tischgenossen, die als Feinschmecker die erlesene Mahlzeit wohl zu würdigen verstanden."

Als man sich in der Familie Gordons zu dem Geschenk entschlossen hatte, dachte niemand daran, daß in China ein Hundebraten als willkommene Delikatesse gilt. H. Hol.

Leicht verdient

Die Zeit der Originale ist vorbei. Die allgemeine Bildung und die veränderten Lebensformen sind der Entfaltung eigenwüchsiger und urtümlicher Gestalten und Charaktere nicht günstig. Bemerkenswerte originelle Käuze kann man wohl noch dann und wann in kleineren Städten oder auf dem Land finden. Das war vor hundert Jahren noch anders, da gab es allerorten die merkwürdigsten Querköpfe, Spaßmacher und kluge Kerle, die zu ihrem Vergnügen und zum Behagen ihrer Mitmenschen den Narren spielten, um ihre Weisheit in heiterer, nicht selten derber Form an den Mann oder die Frau zu bringen.

So lebte in Weimar zur Zeit Goethes ein schnurriger Kauz namens Fuchs, der am liebsten in Versen sprach, was ihm erstaunlich leicht fiel. Goethe hörte gerne zu, wenn dieser frisch und unbekümmert, ob die Versfüße kurz oder lang ausfielen, drauflos improvisierte. Da Fuchs auch sonst zu allerlei Diensten gut zu brauchen war, übernahm er bei einem Gastmahl im Hause Goethes die Stelle eines Aufwärters. Daß er auch dabei von seinen stegreifdichterischen Gaben, wo es irgendwie ging, Gebrauch machte, lag nicht zuletzt daran, daß Goethe ihn gern dazu ermunterte. Über manchen Spaß des „Vetters in Apoll" war herzlich gelacht worden. Da erlaubte Goethe dem Versgewandten, er dürfe einen gereimten Wunsch an Frau Christine, seine Gattin, richten. Fiele die Bitte nicht zu bedeutend aus, so solle sie möglichst erfüllt werden.

Fuchs ging auf die bekanntlich recht wohlbeleibte Gattin Goethes zu, verbeugte sich artig und sprach:

„Um wahrhaft glücklich-froh zu sein,
Und recht des Lebens mich zu freun,
Wünsch' ich, hör' an, ein Schweinchen mir,
So groß, so dick und stark gleich dir."

Die drollig vorgetragene Bitte fand heitersten Beifall, und Goethe ließ es sich angelegen sein, den Wunsch des humorigen Fuchs „möglichst" zu erfüllen. Th. Ley.

Auf dem rechten Weg

Der Großstadtmensch von heute weiß und versteht nicht nur alles, er weiß und versteht alles sogar noch besser als andere Leute, die sich ihre Schuhsohlen nicht auf Asphaltpflaster abgelaufen haben. Kommt so ein Siebengescheiter und Neunmalweiser in ländliche Gegenden oder gar in die Berge, die er vorher nicht einmal im Traum gesehen hat, dann dauert es meist gar nicht lang, bis die „Hinterweltler" durch ihn erfahren, daß es ihnen in vielen Dingen am praktischen Blick fehlt. Kaum angekommen in den Bergen, schaut so ein Besserwisser nach dem höchsten Gipfel und sagt sich, der Weg dahin müsse geradeaus am schnellsten zum Ziel führen. Aus seinen Großstadterfahrungen steht für ihn fest, daß der gerade Weg immer der beste Weg sein muß.

So entdeckte einst einer dieser Erleuchteten einen Pfad, der nach seiner Überzeugung schnurgerade auf einen Gipfel führen müsse. Als ihm die Ortsansässigen erklärten, er irre sich, verharrte er steif und starr bei seiner Meinung und wollte unter keinen Umständen auf einem anderen Weg emporsteigen. Der Führer gab nach, und so begann dann der Aufstieg. Gar nicht lang dauerte es, da stellte sich heraus, daß der vermeintlich beste Bergpfad immer schlechter und schwieriger zu begehen war. Der Großstädter fing an, zu klagen und zu schimpfen und wollte durchaus nicht begreifen, daß der Pfad, der von unten doch deutlich als solcher zu erkennen gewesen war, so gar erbärmlich sei. Entrüstet aufbrausend fragte er den Führer: „Sagen Sie mal, was sind denn das für verrückte Leute gewesen, die diesen miserablen Weg ausgetreten haben?"

Listig schmunzelnd sagte der Führer: „Bei uns genga da nur die Ochsen und Küh' und die Esel aufi." M. Seib.

Auflösungen der Rätsel des 4. Bandes:

Silbenrätsel S. 85: Christfest;
Rätsel S. 112: Marie, Arie;
Kreuzrätsel S. 112:

Ha	gen
Ro	se

Versteckrätsel S. 133: Ein unnütz Leben ist ein früher Tod;
Rahmenrätsel S. 133: siehe nebenstehend;

A	R	I	A	D	N	E
S						N
T						D
A						I
R						V
T						I
E	L	L	I	P	S	E

Weihnachtsversteckrätsel S. 159: Vom Himmel hoch da komm ich her;
Bilderrätsel S. 190: Ersetzt man die Ziffern im äußeren Kreise des Zifferblattes durch die über den Ziffern des inneren Kreises stehenden Buchstaben, so ergeben die in der Pfeilrichtung nacheinander gefundenen Buchstaben die Worte: Profit Neujahr;
Scharade S. 190: Vaterland.

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel trafen nachträglich ein aus Band 2, 1925: von Heinrich Lotz, Bergen bei Frankfurt a. M. (5); Ricarda Löwe, Rehburg (6); Ernst Kiefer, Würzburg (6); Josephine Flüggets, Hannover (6). Aus Band 3, 1925: Graef, Affenheim i. H. (3). Richtige Lösungen aus Band 4, 1925: H. Gritzan, Lautawerk i. d. Lausitz (3); Otto Hartwig, Lodz (5); Eugen Heitlinger, Pforzheim (1); Heinz Jünemann, Leipzig-Schleussig (7); Christ. Köhlerschmidt, Michelau, Obfr. (2); Georg Knoblach, Neumarkt a. Rott (4); Heinrich Lotz, Bergen b. Frkfrt. a. M. (8); Lilli Noack, Homburg (7); Erwin Ochner, Stuttgart (2); Ludwig Schutt, Lamprecht (5); Alfons Werner, Lohr a. M. (7); Liesl Benda, Reichenberg, Tsch.-Sl. (6); Harry Brennemann, Leipzig (5); Emil Bursch, Weißwasser, O.-L. (3); Trude Dienstfertig, Zittau i. S. (1); Rolf Donges, Kirn (Nahe) (7); Willi Epperlein, Niederaffalter (6); F. Faatz, Affenheim i. H. (8); Graef, Affenheim i. H. (2); Walter Hebenstreit, Krimitschau i. S. (5); Luise Hoffmann, Breslau (8); Anna Hopfer, Berlin-Friedenau (6); P. Keil, Zwickau i. S. (6); Heinrich Lotz, Bergen bei Frankfurt a. M. (6); Liddy Pagel, Leipzig (8); Bruno Picard, Schlotheim (8); Dr. Raimund Pihan, Tetschen a. E. (8); A. Schick, Vorhalle b. Hagen (7); Siegfried Trepte, Bautzen i. S. (3); Artur Tannenberg, Breslau (8); Erika Tribes, Schwerin (8); Karl Ulmer, Braunschweig (7); Emma Veit, Bremen (8); Rudolf Volkers, Hamburg (6).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich verantwortlich Robert Mohr, Wien.



